

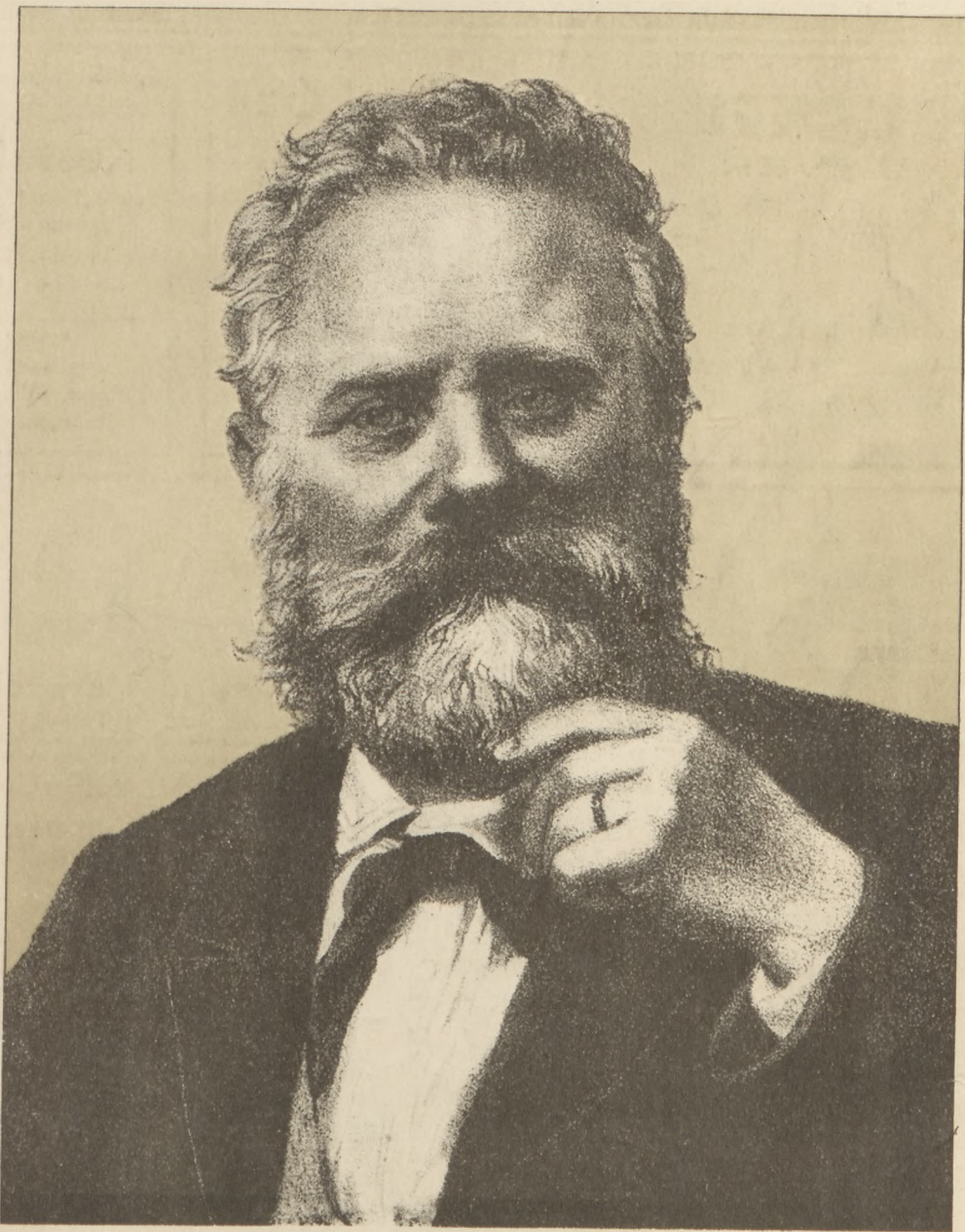
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

P.01068/20-6 III

20. Jahrgang 1935, Heft 6

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



Fritz Reuter und Pommern

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“ / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eingetragenes Warenzeichen

Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

**Modewaren und
Ausstattungen**

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879

Inh. J. EVERS
Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt feine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf. Goldschmied Kessler

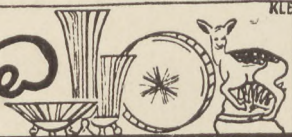
Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke

Schöne
Geschenke
bleiben stets



Porzellane, Kristalle,
Keramiken von **Paul Schlegel**
STETTIN / LUISENSTR. 9

Fehl's
am
Sehen?
zu

Kirsche gehen!

Diplom-Optiker **KIRSCHKE**
Am Königstor 5, 1 Treppe

JOSEF SCHMIDT Tapeten - Linoleum

Paradeplatz 32. Gegründet 1815

*Sind noch so klein die Mittel
zur Kleidung
reicht's bei* **Kittel**

STETTIN · BREITESTR. 62-63

Ständig große Auswahl
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.
Spezialabteilung für starke Damen

POMMERN'S GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN UND KINDER KLEIDUNG



Neben Stallmistdüngung ist
geregelter Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, düngt recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schleißfach 99 — Fernspr.
Nr. 245 41, Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung
„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den
alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

20. Jahrgang September 1935

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buch-
handlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis
viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 1,50 M.

Inhalt des 6. Hefes:

Fritz Reuter und Pommern

	Seite
Tau Fritz Reutern sinen 125. Geburtsdag von Lic. Ernst Voß	255
Aus Reuters Landmannszeit von Werner Siebold	256
Fritz Reuter als pommerscher Stadtverordneter von Walter Schmidt-Gruse	259
Unbekannte Reuterbriefe mitgeteilt von Fritz Wähle	262
Die Reuterstadt Neubranden- burg und ihre Reutersammlung von Dr. Karl Wendt	269
Fritz Reuter und Annemariel Schulten von Walter Schmidt-Gruse	275
Fritz Reuter und Hofgarten- direktor Ferdinand Fühle von Willi Finger	280
Erinnerungen an Pommern. Aus Reuters Lebensabend von Prof. Dr. Wilhelm Greiner	285
Fritz Reuters 2. Rügenreise von Ludwig Karnapf	289
Zeitgenossen Reuters, die noch am Leben sind von Willi Finger	292
Wie Reuter über seine Vergangenheit siegte von Prof. Hermann Leuchert...	295
Onkel Bräsig von Wilhelm Plog	298
Erinnerungen eines Reuter-Regitators von Ernst Hameister	301
Rundschau	304
Buchbesprechungen	313

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

Felle
Viliter

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jacobikirche

Größtes Fach-Geschäft Pommerns für

Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandeen, Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, Läuferstoffe, Brücken, Kokos-Teppiche, -Läufer und Matten, Felle usw.

A. STECKNER
TOEPFFER'S NACHF.

Stettin, Kleine Domstrasse 11-12.

Pommerns größtes Spezialhaus
für

Samt / Seide / Wolle

Wilhelm Schulz

G. m. b. H.

Stettin

Breitestr. 2

Photo-Kino-Haus Schaffke

J.C. Greiner

Paradeplatz 25.

Spezialist für Augengläser

Kunsthandlung
Schaedel
Inh. M. Boehlke

Bemalde alter u. neuer Meister
Einrahmungen prompt u. gut
Vergolderei - Kunstglaserer

Mönchenstraße 23

Seit
1882

KLE



Friedrich Reuter in Eisenach
Original im Reuter-Museum in Neubrandenburg.



CU 41870

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang

September 1935

Heft 6

Tau Fritz Reutern sinen 125. Geburtsdag

Moll gaud föstig Mal hew ic Reutern sin Stromtid lest, un ic glöw, dat hett of männig annern so gahn, denn dit Bauk lett 'n Minschen swerlich wedder los. Worüm? Is dat dei Dichtkunst, is dat dei Sprak, wat uns so anfött? Ne, ic denk anners. Dat alls find't 'n of woll annerswo. Ne, hier bi Reuter sünd 't dei Minschen. Dei laten einen nich los. Dor stahn Minschen vor uns von Fleisch un Blaut, würkliche Minschen. Un dit sünd Minschen von uns Ort. Ein un datfülwig Blaut is dor, ein un datfülwig Fäuhlen, ein un deisülwig Ort tau glöwen. Dat sünd Minschen ut Fritz Reuter sin Heimat, ut uns eigen Heimat. Un mag of woll hier un dor dei Teifnung 'n lütten Fehler hebben, wi weiten un fäuhlen, dat Ganze stimmt, dat Ganze klinget tausamen as dei Klöcken up 'n Torm, dei up 'n anner afstimmt sünd. Dat gript nah uns Hart, un dat fött uns Harten an.

Dei Stromtid is in 't Hochdütsche oewersett't, dat mag sin Gaudes hebben, oewersett't, mi dücht, dat is ne Sün. Dor geiht wat verluren, dor hett dei Klöck keinen ganz reinen Klang nich mihr, dor litt dat Hart Schaden, dor is Rührdanz nich mihr Rührdanz un Hawermann nich mihr Hawermann un of dei oll Moses nich mihr Moses.

Gewiß, sin irsten Gedanken hett Reuter up Hochdütsch upschrewen, oewerst Reuter is irst Reuter un dei Stromtid is irst Stromtid worden, as hei alls in sin Muddersprak dörsacht un upschrewen hadd. Bi jederein Lied möten Wurt un Wies' oewereinstimmen, süs kümmt mi dat vor, as ne Klöck, dei reken is. Rittel un Rirl fallen ut ein Werkstäd kamen. Fritz Reuter lett uns plattdütsche Minschen seihn, dat geiht nich anners as up plattdütsche Ort un mit plattdütsche Sprak. Un wi sinnen uns sülwst wedder in all dei Minschen, dei Reuter uns wisen deit, mit uns gauden un mit uns slichten Siden.

Dor hett 'n woll seggt, dat wir Reutern sin starke Sit, dat hei dei Minschen tau 'n

Lachen bringt. Ne, mi dücht, wo irnsthafter hei reden deit, wo irnsthafter uns dei Minschen ankiken, in all sin Schriften, wo gröter ward uns dei Dichter. Wecker in dei Hauptsak von den Humoristen Reuter snacken deit, dei hett em un sin Volk nich in 't Hart kelen, dei kennt uns jo nich von binnen tau.

Us Reuter anfüng tau schriwen, 1852, dunn hadd dei Strid um dei Muddersprak ehr Recht grad sinen Anfang nahmen, drei Helden tred'ten up den Plan: Groth, Reuter, Brindeman, un dormit hadd dei Muddersprak of all gewonnen un dormit hadd dei Vaddersort, dei Volkssort in Wirklichkeit nu of wedder ehr Recht in uns dütsche Literatur, denn, wenn oewerhaupt ein Deil tau uns Volkssort hört, denn is dat doch woll uns Muddersprak.

Veel Kroepelstüg is dornah kamen un wull of Dichter speelen un kem mit sinen Narrenfram up 'n Markt un böd denn sinen Narrenfram ut as Dichterwoor. Sei makten sid lustig oewer den Buern un den Handwerksman, oewer Preister un Köster. Ne, wo ein wider nicks weit un wider nicks kann, as dat hei Dummheit lachen lett un maket sid lustig oewer Dingen, wur hei nicks von versteiht, dei fall 't Schriwen nahlaten. 'n Dichter is hei nich, un wenn hei of Versen maken kann, un 'n Plattdütschen is hei of nich, wenn hei of plattdütsch Wörd bruken deit. Volkssort is echt un hoch un deip un — hier bruk ic frömde Wörd — dat giwt 'n Unnerscheid twischen drastisch un plastisch. Wecker uns Volk bit in't binnelste Hart kelen hett up Hochtied un Rinnelbier, up 'n Harwestmarkt un bi sin Arbeit, up 't Krankenbett un bi 't Gräwnis, in Lust un Led, dei weit in dei Volkssprak tau reden, un dei allein kann 'n Volksdichter sin. Un dei weit of den Unnerscheid tau handhaben twischen drastisch un plastisch. Fritz Reuter hett dit künnt, denn hei wir 'n Dichter von Gotts Gnaden.

Un dorüm fäuhlen wi, hei hört tau uns. Un dorüm hett hei uns of den Weg dor fri för maken künnt, dat Vaddersort un Mudder-

sprak nu wedder tau Ihren kamen of bi dei höchsten und heiligsten Dingen, grad of dor, wo 't üm unsen Glöwen un üm unsen Herrgott geiht. Glow un Volkzort koenen nu tau-samenhüren as Liew un Seel. Hier hett Reuter sin Deil tau dan, un dat is dat Gröttst! un dat danken wi em an sinen Geburtsdag.

Landesuperintendent Lic. Ernst Voss,
Ludwigslust.

Aus Reuters Landmannszeit von Werner Siebold

Ich seggen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund maht un hett mi frischen Maud in de Aldern gaten. Un wenn einer of nich so vel dorbi lihren deiht as en anner, de bi dat aller-gelährteste Mastfauder up ne Universität smeten is, so giwot dat doch vel tau beachten, un wenn einer man nich tau ful un tau kortsichtig is un kickt en beten äwer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei of vele gaude Kost för Verstand un Vernunft finnen, un wat hei findt, is frische grüne Weid, de unner'n blagen Hewen in Regen un Sünnenschein wüssen is un den Minschen ganz anners bekümmt, as dat swore, gelährte Mastfauder up



Domänenpächter Franz Rüst,
Reuters erster Lehrherr und Freund.
Aus „Siebold, Unser Frigging“. Ein Lebensbild Fritz Reuters.
Verlag Emil Roth, Sieben.

de Universitäten un de Stallfauderung achter'n Schriwdisch!“ so schreibt Reuter.

Ja, sie hat ihn gesund gemacht, die Landwirtschaft!

Nach der Entlassung aus der Festung Dömitz im August 1840 war Fritz Reuter auf den dringenden Wunsch seines Vaters nach Heidelberg gegangen, um das juristische Studium zu beenden. Nur widerstrebend hatte er sich dem Wunsche des Vaters gefügt, er selbst glaubte als Landwirt am ersten zu etwas zu kommen.

Nur ein Semester blieb Reuter in Heidelberg — er konnte keine Fühlung mit dem ihm von Anfang an verhassten Studium bekommen. Er fühlte sich unzufriedener und unglücklicher als zu der Zeit seiner Festungshaft und war häufiger im Kreise lustiger Zechkumpane zu finden als in den Hörsälen der Universität. So entschloß sich Vater Reuter, seinen Fritz doch Landwirt werden zu lassen. Nach Schluß des Semesters ging Reuter zuerst zu seinem Onkel, Pastor Ernst Reuter, nach Jabel. Hier sollte er körperlich und seelisch wieder zu Kräften kommen, bis der Vater eine geeignete Lehrstelle für ihn auf einem Gute ausgemacht habe. Pastor Reuter, seine Frau und die sieben Töchter trugen viel dazu bei, Fritz aus seiner verbitterten Verstörtheit herauszureißen. Er fand im Hause des Oheims nach und nach sein seelisches Gleichgewicht, seinen wahren inneren Frohmut wieder und genas auch körperlich. Fritz arbeitete im Garten und in der kleinen Ackerwirtschaft, die zur Pfarrstelle gehörte. Mit dem Förster Schlange streifte er durch die Wälder, und in dem alten originellen Rüter Suhr hatte er einen ausdauernden und sportkundigen Angelgenossen.

In den ersten Tagen des Januar 1842 begann dann in dem Hause des Domänenpächters Franz Rüst auf Demzin, einem Gute nicht weit von Stadenhagen, Reuters „Stromtid“.

Die ersten, die ihn bei seinem Einzug in Demzin begrüßten, waren Mining und Lining, das fünfjährige Zwillingspärchen der Familie Rüst. Für den kinderlieben Fritz war diese Begrüßung ein gutes Vorzeichen, und es währte nicht lange, so war er im Rüst'schen Hause heimisch und beliebt. Er nahm seine landwirtschaftlichen Pflichten ernst, war mit Eifer und Liebe bei der Sache und fand doch noch Zeit zum Zeichnen und Malen. Im Sommer mußten ihm seine beiden kleinen Freundinnen sitzen, und er malte sie an einem Gartentisch sitzend, auf dem ein Rosenzweig lag.

Die Rüst'sche Familie unterhielt einen lebhaften Verkehr mit der Nachbarschaft und besonders mit dem Pastor des etwa eine Stunde entfernten Dorfes Rittermannshagen, Johann Augustin. Der Pastor war ein jovialer geistlicher Lebenskünstler, der an der Seite seiner

Mining und Lining, die Töchter
Kusts (Pastell von Fritz Reuter).



1114 „Siebold, Unser Fräulein.“ Ein Lebens-
bild Fritz Reuters. Verlag C. Roth, Gießen

ebenso lebensfrohen Gemahlin den Freuden des Lebens nicht abhold war. Häufig fuhr er mit seiner Frau, der lustigen Male, einigen seiner Kinder — er hatte ein volles Duzend — und der Erzieherin, Fräulein Luise Runke, in Demzin vor. „Daß du die Nas' im Gesicht behältst“ war ein Lieblingsausdruck seiner Hochwürden. Er befreundete sich bald mit Fritz Reuter, und manch feucht-fröhliche Stunde verbrachte der „Strom“ in dem gastfreien Pfarrhause. Immer häufiger, meist nach Feierabend, fand Reuter den Weg nach dem Nachbardorfe. Die Besuche galten aber weniger dem lebensfrohen Pastorenpaare als Fräulein Luise, der Erzieherin, an die Fritz sein Herz verloren hatte.

Anfang 1843 kam Fritz Peters, der Bruder der Frau Elise Kust, mit seiner Braut Maria Ohl nach Demzin. Vom ersten Tage an waren das Brautpaar und Fritz Reuter die besten Freunde. Auf der Hochzeit am 22. Mai tranken die beiden Friße Brüderschaft, und nach der Ernte im Spätherbst fuhr Fritz Reuter zu Besuch nach Thalberg bei Dreptow a. d. Tollense, dem Gute, das Fritz Peters als Pächter bewirtschaftete. Die Aufnahme war so herzlich, und es gefiel Reuter dort so gut, daß es keiner großen Ueberredung des Peters'schen Ehepaares bedurfte, um ihn zu bestimmen, seine Ausbildung in Thalberg zu vollenden, trotzdem er damit auf das öftere Zusammensein mit Luise Runke, die er mit zarter Liebe umwarb, verzichten mußte. Eine Verständigung mit Franz Kust war rasch erzielt, und Reuter blieb in Thalberg als „Strom“ und Freund und ein von allen wegen seines humorvollen Wesens geschätzter Hausgenosse. Fritz Peters erkannte bald die schriftstellerische Begabung seines Freundes und ermunterte ihn, neben den Scherzgedichten einmal eine größere zusammenhängende Arbeit zu versuchen. Ohne viel davon zu sprechen, begann

Reuter hochdeutsch eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Gutsleben zu schreiben, die er aber nicht vollendete. Erst später benutzte er dieses hochdeutsche Manuskript mit in seinem großen Werk „Ut mine Stromtid.“

Am 22. März 1845 starb Reuters Vater im fast vollendeten 69. Lebensjahre. Fritz eilte zur Beerdigung nach Stavenhagen. Seine aufrichtige und schmerzliche Trauer wurde durch den Gedanken gemildert, daß er mit dem zu erwartenden Erbteil eine kleine Pachtung übernehmen könne. Er wußte, daß sein Vater ein wohlhabender, wenn nicht reicher Mann war. Dann wollte er vor Luise hintreten, der tagein tagaus seine sehnsüchtigen Gedanken galten, und die Geliebte um ihr Jawort bitten. Die Testamentseröffnung brachte für Reuter die bitterste Enttäuschung. Der Vater hatte ihm nur ein geringes Kapital ausgesetzt und bestimmt, daß Fritz nur die Zinsen davon ausgezahlt werden sollten. Des Kapitals und der Zinsen sollte er aber verlustig gehen — und das war das Härteste — im Falle seiner Verheiratung.

Das war ein harter Schlag! Mehr als die zerstörte Hoffnung auf hinreichende Mittel zur Uebernahme einer Pachtung drückte Reuter der Gedanke nieder: der Vater hat mich aufgegeben, hielt mich nicht für wert, das Geschlecht fortzusetzen!

Reuter kehrte nicht nach Thalberg zurück. Mit wunder Seele und gebrochenem Selbstvertrauen wanderte er nach Demzin und bat seinen Lehrherrn um Aufnahme und Arbeit. Gern gewährte Franz Kust ihm die Bitte und versuchte, den seelisch Gebrochenen aufzurichten. In rastloser Arbeit auf dem Gute fand Reuter Trost. Tief im Herzen barg er hoffnungslos seine Liebe zu Luise und schöpfte doch Kraft und schmerzliche Erholung, fügte es sich, daß er mit ihr zusammen war. So kam Weihnachten heran. Im Kust'schen Hause war es



Pastor Augustin kommt zu Besuch nach Demzin (Zeichnung von Reuter). Originell die Frage auf dem Rockschöß des Rutschers.

Aus dem Reuter-Museum in Eisenach.

Sitte, in der Frühe des ersten Weihnachtstages zu bescheren. Am Abend vorher und in der Nacht wurden von den Erwachsenen die letzten Vorbereitungen getroffen, und dabei spendete der Hausherr gern und reichlich einen guten Tropfen aus seinem Weinkeller. Fritz quälte trübe Gedanken — nie würde er als Familienvater das Fest froh feiern, nie mit der geliebten Frau im eigenen Heim vor den Lichterbaum treten können! Um die verzweifelte Stimmung zu bannen, trank er, und so stark, daß er gegen Morgen seiner Sinne kaum mächtig sein Zimmer aufsuchen mußte. Am nächsten Tage verließ Reuter, tief beschämt, daß ihn der Alkohol wieder einmal überwältigt hatte, heimlich das Gut unter Zurücklassung eines erschütternden Briefes. Nach kurzem Aufenthalt in Stavenhagen bei den Schwestern suchte er Zuflucht bei seinem Freunde in Thalberg. Fritz Peters, der den hohen inneren Wert Reuters kannte, half ihm aus der Verzweiflung. Er übertrug ihm allerlei Arbeiten und überließ ihm, war er auf Reisen, die Verwaltung des Gutes. Die Arbeit und die heitere Geselligkeit — Peters unterhielt einen lebhaften Verkehr mit den Honoratioren der nahegelegenen kleinen Stadt Treptow a. d. Tollense — hatten den günstigsten Einfluß auf Reuters Stimmung. Er saßte neuen Lebensmut, sein Humor lebte wieder auf. Auch äußerlich veränderte er sich. Früher hager und schmal, war er jetzt stark und breit geworden. Im weißen Strohhut, Leinwandkittel, die Beine in festen Stulpenstiefeln, so ging er über Hof und Felder. Seine Freundlichkeit und sein Humor gewannen ihm die Herzen von Groß und Klein. „Unfel Reuting“ nannten ihn Hausgenossen, Tagelöhner und Dörfler, „Unfel Gute“ die Kinder. Reuters besondere Liebe war die Blumenzucht. Er zog viele seltene Topfgewächse und besetzte damit sämtliche Fenster. Als die Hausfrau einmal klagte, er

verdecke ihr mit feinen Blumen jegliche Aussicht, beschwichtigte er sie: „Je, Madamming, wotau brufen Sei rut tau fiken? De Blömings sünd of sihr hübsch antauseihn, und hier innen blüht das Glück, nicht draußen!“

An den Abenden unterhielt er die Hausgenossen durch Erzählen lustiger Geschichten oder durch Vorlesen aus Walter Scott, seinem Lieblingsdichter, und Shakespeare. Er zeichnete und porträtierte und fungierte bei jedem Anlaß als witziger Hausdichter. Reuters Lieblingspiel war Schach, worin er es zu einer gewissen Meisterschaft brachte. Dabei rauchte er — as n' lütten Mann bakt — Pfeife oder Cigarren. Frau Peters, als sparsame Hausfrau, sammelte einmal die Zigarrenstummel und mischte sie zerkrümelt zwischen den Tabak. Als Reuter sich dann eine Pfeife stopfte, schmeckte sie ihm nicht besonders. Er untersuchte den Tabak im Kasten und fand die Zigarrenstückchen. „Dunnerwetter, wo kümmt dat dormang?“ — „Du, Peters, heft du dat dormang smeten?“ — „J, wo ward ick!“ — „Madamming, hebbden Sei dat velligt dahn?“ — „Möglich!“ — „Ne, dat möten Sei nich wedder dauhn! So'n Tüg, dor kann man sich jo an krank raken!“

Bei einem Erntefest traf Reuter einen Jungen, der vor der Tür saß und heulte. — „Wat heft du denn, Jung?“ — „Ick kann nich mihr eten!“ schluchzte der Bengel. — „Dann trag di doch wat tau Hus!“ — „Ick bün all dremal nah Hus west!“ — „Na, min Jung“, lachte Reuter, „dann kann ick di of nich helpen!“

Im Herbst treibt ihn die Sehnsucht nach Demzin, und als er nach der langen Trennung mit Luise zusammentrifft, gesteht er ihr seine Liebe. Luise weist ihn nicht ab, aber ein bindendes Versprechen, die Seine zu werden, gibt sie ihm noch nicht.

Reuters Leben gewinnt neuen Inhalt — es hat ein Ziel, das es zu erreichen gilt. Er be-

müht sich, von Freunden das Geld zu einer Pachtung zusammenzubekommen. Aber vergebens. Der Einzige, der an ihn glaubte und ihm gern geholfen hätte, Fritz Peters, hatte nur eben für sich selbst genug. Reuter läßt sich nicht entmutigen! Geht es nicht mit der Landwirtschaft, so muß ein anderer Weg gefunden werden! Er versucht es mit der Politik — sie sagt ihm nicht zu — und schließlich läßt er sich Ostern 1850 in Treptow a. d. Tollense als Privatlehrer für Griechisch, Englisch, Naturwissenschaften, Rechnen und Zeichnen nieder.

Reuters Landmannszeit ist beendet. Seine Lehrtätigkeit in Treptow gestattet ihm eine bescheidene Existenz, sodaß Fritz und Luise es wagen, gemeinsam durchs Leben zu gehen. Am 16. Juni 1851 findet die Hochzeit statt. Im Oktober 1853 erscheint Reuters erster Band „Läuschen un Rimels“.

Später setzte er dann seiner Landmannszeit in seinem größten Werke „Ut mine Stromtid“ ein unvergängliches Denkmal!

Fritz Reuter als pommerischer Stadtverordneter

Von Walter Schmidt-Gruse

Als Vierzigjähriger kam Reuter 1850 in das kleine pommerische Landstädtchen Treptow an der Tollense. Bewegte Zeiten lagen hinter dem Manne. Zeiten, in denen er selbst an sich gezweifelt hatte, hoffnungslose Jahre auch für seine Angehörigen. Manches hatte er nach der Entlassung aus der Festungshaft versucht, um das gestrandete Lebensschiff in Fahrt zu bringen; aber es gelang ihm erst in den Mauern der pommerischen Kleinstadt, wieder flott zu werden. Er zog den behäbigen Landmannsrock aus und den engen des Schulmeisters an. Für zwei Groschen die Stunde gab er den Treptower Jungen und Mädeln Unterricht im Zeichnen und in der Literatur, im Griechischen und in der Mathematik. Mit den Zinsen seines kleinen väterlichen Vermögens und den klingenden Erfolgen, die ihm seine Bildnismalerei einbrachte, hatte er so ein bescheidenes Auskommen. Auf 240 Taler jährlich berechnete er die Einnahme aus Privatunterricht, 40 Taler trug das Turnen ein, 160 verdiente er mit seinen Bildern, und 240 Taler Zinsen warf das kleine Kapital ab. Da konnte der Vielumhergetriebene es wagen, mit seiner Luise einen eigenen Hausstand zu gründen. Glückliches Gefühl, endlich auf eigenen Füßen zu stehen.

Und Treptow wurde noch in anderer Hinsicht ein Wendepunkt in seinem Leben. Von hier aus traten seine „Läuschen und Rimels“

ihren Lauf durch ganz Deutschland an; hier begann das dichterische Schaffen, das ihm später Ruhm und Volkstümlichkeit eintrug. „Ut em ward niz“, hatten die Stemmhäger einst geurteilt. Aus Frixing aber wurde noch mehr als ein gewöhnlicher Treptower Bürger, aus Frixing wurde sogar — ein Stadtverordneter. Am 2. November 1853 wurde er mit seinen siegreichen Kollegen in sein Amt eingeführt. Die Treptower Ueberlieferung und die zünftigen Reuterforscher berichten, daß er sich „mit Eifer“ den städtischen Angelegenheiten gewidmet habe. Ich kann dem nicht ganz zustimmen; denn aus den Niederschriften der Stadtverordnetenversammlung konnte ich feststellen, wie der „Herr Lehrer Reuter“ oft mehrere Sitzungen hintereinander schwänzte; von 34, die während der Jahre 1853—56 abgehalten wurden, hat er 13 versäumt. Wer will's ihm verdenken, wenn ein Spaziergang nach dem nahen Thalberg, wo der Getreueste der Getreuen, Fritz Peters, wirtschaftete, mehr lockte als die kleine Stadtpolitik. Nur wo sein Herz ihn packte, da war er mit ganzer Seele dabei. Oft waren es ja keine weltbewegenden Sachen, die in dem Kollegium der Vierundzwanzig besprochen wurden. Die Nachtwächter erhielten eine Gehaltszulage von 5 Talern, vier Elementarlehrern bewilligte man zusammen 100 Taler Aufbesserung; man war großmütig und gab dem Mechaniker Tazet kostenlos 6000 Tors, die dem hungernden Jünger der physikalischen und chemischen Wissenschaften sehr zustatten kamen. Der arme Schlucker schenkte bei seinem Fortzuge Reuter als dem einzigen, der sie gebrauchen konnte, Gläser und Retorten für chemische Versuche und einen alten Schmöfer, aus dem Frixing später die Versuche entnahm, die der kundige Konrektor in „Dörch'äuchting“ dem gewitterbanger Herzog vormacht. Man stritt sich mit dem Schützenwirt herum wegen der Anlagen auf dem Klosterberg und erteilte dem Rämmerer einen Verweis, weil er im Stadtholze 100 Klafter Holz zuviel geschlagen hatte. Man war fortschrittlich und begeisterte sich für einen Bahnbau Berlin—Stralsund, der Treptow mit der großen Welt verbinden sollte. Gegen eine Stimme sprachen sich die Stadtverordneten für eine Beteiligung von 30 000 Talern bei der Bahnaktiengesellschaft aus, vorsichtigerweise „die unerläßliche Bedingung“ stellend, daß „die Bahn Treptow berühren und der Anhaltepunkt unmittelbar an die Stadt“ gelegt werde. Die Bahn wurde übrigens erst 25 Jahre später als Staatsbahn gebaut, denn die Gesellschaft brachte zusammen, und das Geld war man los. Und Frixing mußte weiter mit dem rumpelnden Omnibus nach dem schönen Neubrandenburg fahren. — Klein und eng die Verhältnisse. Noch trug das Armenhaus ein ländliches Strohdach, das auf Antrag des Magistrats neu mit Rohr

gedeckt werden sollte. Erst die Stadtverordneten und mit ihnen Reuter beantragten, es der Feuersicherheit wegen mit Ziegeln zu belegen. Nicht einmal ein Sitzungssaal für die Stadtväter war im baufälligen und unansehnlichen Rathause vorhanden. Man tagte im Saale des Gollreiderschen Gast- und Posthauses. Vielleicht waren das die nettesten Stunden für den gefelligen Reuter, wenn man nach vollbrachtem Stadtre Regiment gemächlich am Bierisch beisammen saß und Schnurren erzählte.

Reuter soll oft das Wort genommen und seine Reden gern mit Scherzen gespickt haben. Protokolle weisen wenig darüber auf, und nur

Ratsmaurermeister bewilligt, und eifrig ist er sicher auf das Ziel losgesteuert. Konnte er jetzt nicht mit einem gewissen Stolze in seiner Vaterstadt sich als Vertreter der neuen Heimat vorstellen? War aus ihm nicht schon ein bißchen geworden? Die Wünsche der Beteiligten waren allerdings nicht unter einen Hut zu bringen, und die Verbindung mit Stavenhagen blieb lange noch die alte Landstraße. Die andere Aufgabe traf ihn in demselben Jahre.

Sommer und Herbst 1855 waren schlimme Zeiten. Die Ernte war schlecht gewesen, Roggen spärlich, Kartoffeln noch weniger gewachsen, und eine allgemeine Teuerung setzte



Treptow a. T.: Marktplatz und Petritirche rechts und Fouschers Hotel links.
Aufnahme: C. Silberschlag.

einige Male tritt Frizking aus der Ruhe heraus. So stellte er bei der Neuwahl eines Kämmers den Antrag, dessen Gehalt auf die feste Summe von 400 Talern unter Fortfall der bis dahin gang und gäbe gewesenen Naturalien zu bemessen. Er wurde auch in die Kommission gewählt, die die junge Stadtparkasse revidieren sollte. Mit dem Herzen war er sicherlich mehr bei zwei anderen Aufträgen, mit denen ihn seine Kollegen beehrten. Am 14. Juni 1855 stand in der Stadtvertretung der Vorschlag des Magistrats zur Besprechung, „eine Chaussee von hier nach Stavenhagen zu erbauen und eine Kommission zu ernennen, welche versuchen soll, die Mecklenburger Behörde und Gutsbesitzer dafür zu gewinnen“. Wer konnte hier mehr am Platze sein als der Stavenhäger Bürgermeistersohn? Die Reisekosten wurden ihm und dem

ein. Der Scheffel Kartoffeln stieg auf über einen Taler, ein unerschwinglicher Preis für die ärmere Bevölkerung. Im Brote Ersatz zu finden, war den meisten unmöglich, weil sein Preis ebenso in die Höhe kletterte. Es kostete bei wesentlich höherem Geldwert so viel wie heute: 100 Pfund Roggenschrotbrot 4 Taler. Nicht ganz so schlimm die Steigerung beim Fleisch; immerhin lagen auch hier die Preise weit über dem gewöhnlichen Stande. Ein Pfund Rindfleisch galt 2 Sgr. 3 Pf., für Schweinefleisch mußte man gar 4 Sgr. bezahlen, für den Hammel das Pfund 2 Sgr. 6 Pfg. Mit der Teuerung ging eine Arbeitslosigkeit Hand in Hand, der in der kleinen Stadt schwer zu wehren war. Bittere Not kehrte in viele Familien ein, so daß die Zahl derer, die Unterstützungen aus der Armentkasse beantragten, um so mehr

wuchs, je näher Weihnachten heranrückte. 92 Ortsarme waren sonst schon zu versorgen gewesen; nun gesellten sich zu diesen Allerärmsten die Arbeitsleute, die ohne Beschäftigung in besseren Jahren wohl einige Winterwochen aushielten, die Witwen, die mit den Zinsen ihrer kleinen Kapitalien nicht reichten, die kleinen Handwerker, denen die Arbeit ausging. Niemals war die Bettelei so groß, die Wohltätigkeit einzelner mußte versagen.

Da suchten die Dreptower Stadtväter nach umfassenden Maßnahmen, und sie fanden sie. Aus den Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung wurde eine gemischte Kommission gebildet, die Mittel und Wege zur Abhilfe beriet. Vier Stadtverordnete waren dabei beteiligt und unter ihnen Reuter, dessen gutes Herz man kannte. Da war er sicher am Platze, hat seine Privatschüler, Dichten und Planen beiseite geschoben, um die ärgste Not zum Feste bannen zu helfen. Sein Name steht auch in der ihm eigenen sauberen Schrift unter dem ersten Sitzungsbericht der Kommission, die schnell bei der Hand war. Zwei Tage danach hießen die übrigen Stadtväter die vorgelegten Pläne einstimmig gut, und es konnte an die Arbeit gehen. 500 Taler wurden bewilligt, um eine „Suppenspeiseanstalt mit Fleisch“ — wie der Bürgermeister so nett schrieb — einzurichten, „aus welcher jeder Einwohner teils gegen einen bestimmten Preis, teils nach vorausgegangener Prüfung unentgeltlich eine oder mehrere Portionen erhalten könne“.

Die Kirche und die vermögenden Hospitäler unterstützten die Stadt in ihrem Liebeswerk; 250 Taler steuerten sie aus ihren Mitteln bei, Gaben an Geld und Lebensmitteln taten ein übriges. Die Landherren der Umgegend stifteten Korn, Graupen und Grütze, Rüben und Kartoffeln, Fleisch und Speck. Am Weihnachtsheligenabend 1855 wurde die Notstandsküche eröffnet, ein rechtes Weihnachtsgeschenk Reuters und seiner Kollegen an die Darbenden — das Gespenst des Hungers war vertrieben.

Wie mag Reuter bei Freunden und Bekannten um ein Scherflein gedrängt haben, er, der so gut Zulkappen zu machen verstand und aus eigener Erfahrung sagen konnte, wie einem armen Schlucker zumute war. Wieviel er erworben, wieviel er selbst gegeben, wir wissen's nicht. Doch gesorgt wurde nun nach Kräften. Die Hospitäler verteilten vor dem Feste 100 Taler, den Kindern der Armenschule bescherte man unter dem Tannenbaum, und die Hungernden hatten satt zu essen. Den Vermögenden gab man das Mittagessen unentgeltlich, die andern zahlten je nach ihren Einkünften 3, 6 oder 12 Pf. 240 Portionen wurden täglich verabreicht, bei einer Bevölkerung von 4000 Einwohnern ein Zeichen allgemeinsten Not, und bis Ostern war man gezwungen zu spenden.

Im Winter galt es, neben dem Hunger die Kälte zu bekämpfen, für Brennstoffe zu sorgen. Die Kommission hatte darum auch dafür Vorschläge gemacht. Aus der Stadtforst gab man Holz zu erschwinglichen Preisen ab, den Armen wurde es geschenkt. Daneben sollte man Arbeitsgelegenheiten finden und damit Verdienstmöglichkeiten schaffen. Reuter und seine Helfer bemühten sich wieder mit Erfolg. Oekonomie-, Forst- und Baudeputation durften über die Mittel des Haushalts hinaus Arbeiten vergeben; Plätze wurden geebnet, Gräben der Feldmark geräumt, im Stadtwalde 30 Mann beschäftigt. Dazu gab der Bau der Chaussee von Dreptow nach Jarmen manchem Verdienst. So meisterten die Dreptower die Not.

Die Tätigkeit in der Notstandskommission war mit die letzte Arbeit, die Reuter als Stadtverordneter tat; denn ein Vierteljahr später siedelte er in das größere Neubrandenburg über: Der Dichter in ihm rief zu höheren Leistungen. Der prächtige Mensch, der aus allen seinen Werken spricht, das warme Herz, die Liebe zum einfachen Volk — sie finden wir schon in seinem Wirken als Dreptower Stadtvater.

Tau Frik Reutern sien Gedächtnis

Woll vāle Dichter schreben uns
all Rimels un Kamellen,
doch bāter as du, Frikting, künn
sei keiner uns vertellen.

Drüm freugt tau di sid jederein,
de Armen as de Riken;
ok dorin ward woll ganz gewiß
so licht di keiner glifen.

Un alle hemm' s' di gor tau giern,
sei willn von di nich laten;
du büst so fast, so leiw un tru
in 't dütsche Hart inschlāten.

Dor, wo de Minsch am deipsten fāhlt,
dor warst du ewig lāben,
du, dei troz eigen Not un Pien
uns sovāl Freud hett gāben.

Solang dat Sūnn un Man noch giwt
un dütsche Ort un Wāsen,
so lang ward ok dien Wark bestāhn,
ward man „Frik Reutern“ lāsen.

Walter Schröder.

Aus „Bon Hus un Heimat“. 4. vermehrt Uplag 1934. Verlag L. Bamberg, Greifswald.

Unbekannte Reuterbriefe

Mitgeteilt von **F r i z W ä h n l e**

Die markanteste Persönlichkeit des Treptower Freundeskreises Fritz Reuters war zweifelslos die der Justizrat Ludwig Schröder, der dem jungen Dichter nicht nur manchen Stoff verschaffte, sondern ihm auch materiell half und Zeit seines Lebens der getreueste Freund blieb. Schröder war es auch, der dem unbekanntem Anfänger 200 Taler lieh, um die Herausgabe der „Läuschen un Rimels“ (1853) zu ermöglichen, nachdem die Verleger abgelehnt hatten. Diese Freundschaft, in Lust und Leid erhärtet, blieb für beide Teile eine Quelle reiner Freude, auch nachdem Reuter Treptow verlassen hatte und ein berühmter und vermögender Mann geworden war.

Leider sind die meisten Zeugen des sicherlich lebhaften Briefwechsels zwischen „Justizfinken“ und „Rutsching“ verloren gegangen. Auch die Brieffammlungen von Adolf Wilbrandt, Fritz Engel, Karl Theodor Gaederk, Otto Welkien u. a. bringen nur eine geringe Anzahl von Schröder-Briefen. Umsomehr wird die nachstehende Veröffentlichung einiger Reuter-Briefe aus dem Schröderschen Familienkreise begrüßt werden, deren Originale von dem Enkel des Justizrats, dem in Stralsund lebenden Oberst a. D. Schröder, liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt wurden.

Das herzliche Verhältnis zwischen „Rutsching“ und „Justizfinken“ oder „Luce“ beleuchtet aufs beste das „Scherzgedicht“ aus dem Jahre 1850, in dem er Schröders Lebenslauf in übermütiger Laune schildert¹⁾.

Scherzgedicht.

Von Fritz Reuter für den Justizrath Schröder
in Treptow a. d. Tollense.
1850.

Ein Anderer hat schon zum Ruhm und Preise
Der Tugenden des Wirths ein Lied gesungen;
Nach alter Art und kluger Weise
Ist mit den Gläsern angeklungen
Und die Gesundheit ausgebrungen.
Ich will daher nur über ihn berichten,

¹⁾ Der letzte Teil bezieht sich auf die politischen Diskussionen der Jahre 1848 bis 1849. Winkelmann war einer der leidenschaftlichsten Demokraten in Treptow; Hassenpflug („der Hesse's Glück“), Polizeiminister in Hesse-Darmstadt, war wegen seiner sinnlosen Demagogieverfolgungen berüchtigt geworden. Späteren heißt berauben. Der Demokrat Robert Blum wurde während der Revolution standrechtlich erschossen. Bei Bronzelle fand ein Gefecht zwischen Preußen und Hessen statt, bei dem seltsamerweise nur ein Schimmel fiel.

Was ich erfahren hab' in nuce
Von Lebensschicksalen des Luce
Und derlei heitere Geschichten;
Und mischt in mein Gedicht der Scherz sich ein,
Und selbst — man kann's nicht wissen —
Ein wenig auch von Aergernissen,
So mag der Wirth dem Gaste es verzeih'n;
Denn Scherz, und Küsse hören zu dem Wein. —
Es war im Jahre: Anno so und so,
Wie Vater Baarts zu sagen pflegt, als irgendwo
In Mecklenburg ein Junge kam zur Welt,
Ein Junge! ach ein prächt'ger Junge!!
So wie er jedermann gefällt,
Ein wohlgestalteter, gesunder,
Ein kleiner, dicker, feister, runder.
„Dat wad'n Preister“, sagte Am Mariel.
„Den Deutsching ol, hei wad Burmeister“,
Sagte Anne Fiel.

Doch als der kleine, dicke Junge
So recht aus voller, kräft'ger Lunge
Geschrie'n, nach allem gleich gegriffen hat,
Da sagten Alle: „Hei wad Advokat“. —
Er wuchs heran in all und jeder Tugend:
Er hat sich mit der Jugend
Des Dorfes baß gerauft,
Für ihn ist denn ein eigner Stock gekauft,
Womit sein übermäß'ger Muth gezügelt;
Von Kandidaten ist er mürb geprügelt
Und dann nach Brandenburg geschickt,
Wo er von Class' zu Class' gerückt,
Und dann, vom Wissen fast erdrückt,
Auf seines Herren Vaters Rath
Die Univerſität bezogen hat.
Vollkommenheit in allen Dingen,
Sich auf den Gipfel zu erheben,
Das Höchste, Größte zu erringen,
Ward hier sein Wunsch und sein Bestreben.
Es hat sich nun sein Geist gewaltig ausgedehnt,
Und auch sein Körper folgte Schritt vor Schritt
Bei dieser Dehnung in die Breite mit.
Und als er einstens fand erwähnt,
Pythagoras, der Weise, hab gelehret,
Daß das Vollkommenste auf Erden
Die Form der Kugel sei,
Da wollt' er auch 'ne Kugel werden,
Ich frage nun gelegentlich hiebei,
Ob nicht sein Wunsch beinahe erreicht sei.
Doch 's ist gleichviel! als die digesten
Und andere juristische molesten,
Mit denen, wie ich weiß, gar nicht zu spaßen
Ihm fest im Hirn und auch im Magen saßen,
Er durch Examina gehezt,
Ward er allhier als Richter eingesetzt;
Und jeglicher improbus
Erzitterte fortan vor unserm braven Globus.
Als er so seine Existenz begründet
Und nebenbei sich mehr noch zugeründet
Thät er zu Füßen einer Dame —
Jda Kölling war ihr Name —
Der zärtlichsten Empfindung voll sich rollen
Und fragt im Schweiß des Angesichtes: „Wollen
Ew. Wohlgeboren sich sothaner

Vergangner Zeiten hold erinnern,
 Wie ich in Brandenburg als Sekundaner
 Zu Ihnen aufgeseuht aus tiefstem Innern;
 Und wollen Sie den schönen Bund erneuern,
 Ein Ehverlöbniß mit mir feiern,
 So sprechen Sie ein deutlich lautes Ja!"
 Die Dame wußte nicht, wie ihr geschah.
 Doch kaum war ihrem Mund das Wort entfallen,
 Begann er wie ein Ball schier lustig aufzuprallen,
 Und für die nächste Viertelstunde ward der Richter
 Zu einem Sturm und Drang verkündend wilden Dichter.
 So ward behaglich die Affaire erledigt,
 Und nur die Hof' vom Knie'n etwas beschädigt.
 Drauf wurd die Hochzeit angerichtet,
 Der neue Hausstand eingerichtet,
 Im Honigmond noch etwas fortgedichtet,
 Darauf der Actenrest gelichtet,
 Der sich in letzter Zeit gewaltig aufgeschichtet,
 Etwaige kleine Zwiste rasch geschlichtet,
 Die häusliche Gewalt nach ein'gem Kampf berichtet,
 Die nun in andre, schön're Hände überging,
 Und somit fing
 Für unsern kleinen, kreuzfideln Mann
 Ein neues, heit'res Leben an.
 So hat er nun schon Jahr für Jahr
 In Compagnie mit einer Kinderschar
 Und einer theuren Gattin hold
 Sein fröhlich Leben hingerollt.
 Soviel ich weiß, erfuhr er keine Leiden,
 Mit Ausnahme, etwa dieser Beiden,
 Daß er zuweilen steht Gebatter
 Und matt wird in dem Schach en quatre.
 Er meidet Hant und Streit
 Und liebt Gemüthlichkeit;
 Doch wenn man ihn bedroht,
 Dann scheut er nicht den Tod,
 Dann wird sein Zorn entfacht,
 Dann stürzt er in die Schlacht
 Mit Helm und Schwerdt und Speer,
 Mit Säbel und Gewehr,
 Mit Messer und mit Scheer
 Und andern spizen Sachen,
 Bekämpft den rothen Drachen,
 Erschlägt in Blut und Schweiß
 Die Feinde haufenweis
 Und stürzet sich erbittert,
 Wo er sie nur erwittert,
 Daß Schwerdt und Lanze splittert
 Und Winkelmann erzittert. —
 Dann kennt er sich nicht mehr,
 Dann ist ihm nicht zu rathen,
 Selbst an den Potentaten
 Vergreifet er sich schwer. —
 So hat er mal in meiner Gegenwart
 In seinem Zimmer unten rechter Hand
 Den Kaiser Oesterreichs so hart
 Bekämpfet, daß es fast 'ne Schand.
 Er hat den armen Mann mitsammt dem Hassenpflug
 So mürb und windelweich geprügelt,
 Daß an der Hälfte Schläge er genug.

Und hätt' ich seinen Zorn nicht halb gezügelt,
 Er hätt' ihn seiner Länder ganz spolirtet
 Und ihn zum Schluß aus Deutschland deportirtet,
 So nahm er ihm beiläufig Böhmen nur und Mähren
 Und thät's, als echter Preuß', dem König sein verehren.
 Trotz seiner schrecklichen Verhöhnung
 Von Hainau und den Mördern Blum's
 Trotz dieser bösen Angewöhnung
 Exorbianten Heldenthums,
 Trotz der Begeißtung für Bronzelle
 Ist er ein freundlicher Geselle.
 Er ist nicht stets kometen-schweißig-wüthig,
 Rein, meistens planetenruhig-gütig.



Fritz Reuter in Neubrandenburg.

Aus „Siebold, Unser Frising“. Ein Lebensbild Fritz Reuters.
Verlag Emil Roth, Siehen.

Er rollet seine Bahn im ruh'gen Gleichgewicht
 Auch hat mit Fleiß verlegt er niemals Niemand nicht.
 Auch stößt er niemals an, und sollt es ja passieren,
 So wird sein weicher Stoß nur höchstens amüsieren.
 Drum laßt die Gläser uns erheben
 Und laßt uns stoßen an
 Auf die Gesundheit von dem Mann,
 Der selber nicht anstoßen kann,
 Trotz der Gesundheit, die eben
 Der Bürgermeister erjannt,
 Er soll zum zweiten Male leben! ! !

*

Innig und schlicht, aber durchzittert von
 der Tiefe echten Mitgeföhls, ist der Beileids-
 brief Fritz Reuters aus Anlaß des Todes von
 Schröders Frau.

Mein lieber, guter Günstiger,

Ein Brief von dem Tode meines guten
Vaters hat mich ganzlich erschüttert. Ein
solche Unglück in meinem so glücklichen
Zustand! - Ich will mich anstrengen, die
nützliche Trostorte zu benutzen, insofern
mich lieber der Paracelsus mit der sel-
ben Gerechtigkeit zu ermahnen, mit
dem Sie mich, als ich ab ein freundes
und selbster Mannes auf Treptow
kam, in seinem Hause und an seinem
Tische aufnahm. Die Meinde, die Sie
das Beispiel nachzugehen hat, lieber Günstiger,
wird sich sein, und mich die Liebe der
meiner Kinder wird sie finden. - Das habe
Gold! - Mein beide, meine Tante und
ich, danken Sie als unerschöpfliche Freunde
im Geiste der Gerechtigkeit. - Leb wohl!

Lein

Leipzig den 16^{ten} März 64. Friedrich Rauten

Rudolf Schröder, der einzige Sohn des Justizrats, war in den Jahren 1850 und 1851 von Reuter im Schwimmen und Turnen sowie in den Anfängen des Griechischen unterrichtet worden und wurde späterhin ein aufrichtiger Freund seines ehemaligen Lehrers. Er lebte und wirkte als Professor des deutschen Rechts in Bonn, Würzburg, Straßburg, Göttingen und Heidelberg und ist am 3. Januar 1917 gestorben.

In den längst vergrienen Neuen Heidelberger Jahrbüchern von 1894 berichtet Professor Schröder von einem Brief Fritz Reuters, den dieser im Februar 1861 an ihn gerichtet hat und der sich heute im Besitz des Sohnes, des Obersten Schröder in Stralsund, befindet. Er schreibt dazu:

Gustav Freitag hatte sich in seiner Eigenschaft als Mitredakteur der Grenzboten durch den Verleger der letzteren an den Buchhändler Hinstorff in Weimar gewendet, um durch diesen einiges Material für eine Biographie Fritz Reuters zu erhalten. Infolge dessen wurde ich, damals junger Berliner Doktor, als vertrauter Freund und ehemaliger Schüler Reuters²⁾ von dem letzteren ersucht, das Nötige für Freitag zusammenzustellen. Ich schickte das von mir gefertigte Manuskript an Hinstorff zu weiterer Veranlassung, worauf dasselbe in den Grenzboten XX, 1, Seite 441 ff., und zwar ohne mein Zutun mit meinem Namen, veröffentlicht wurde. Der Brief, durch den Reuter mir den Auftrag erteilte, war zugleich dazu bestimmt, mich mit dem nötigen Material zu versehen. Er lautete wörtlich:

„F. Reuter ist am 7. November 1810 in Stavenhagen, Mecklenburg-Schwerin, als ältester Sohn geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Stadtrichter war, außerdem aber bei seiner außergewöhnlichen, rastlosen Thätigkeit eine nicht unbedeutende und intelligente Landwirtschaft betrieb, über welche er in populären Schriften zu berichten pflegte. Er war ein strenger, überaus pflichtgetreuer Mann. Seine Mutter war in Folge einer heftigen Krankheit gleich nach der Geburt eines zweiten Sohnes (der bald starb) gelähmt und hat bis zu ihrem Tode (1825) den Gebrauch ihrer Glieder nicht wieder erhalten. Desto reger war ihr Geist, und schon früh wußte sie den Sohn für die großen Dichter deutscher Nation zu

²⁾ Mit seinen Turnschülern unternahm Reuter zuweilen, um sie zu männlichen Charakteren zu erziehen, nächtliche Ausflüge, bei denen die Knaben als Patrouillen ausgesandt wurden. Als ich von Reuter Abschied nahm, um das Anklamer Gymnasium zu beziehen, jagte er, daß er mir noch einen Rat mitgeben wolle: ich solle mir das Pfeifenrauchen nicht angewöhnen, denn er habe sich ausgerechnet, daß er bei so und so vielen Pfeifen täglich so und so viele Zeit für Ausklopfen, Stopfen und Auszünden verbringe, also jährlich eine ganze Reihe von Tagen geradezu vergeude.

enthusiasmieren. Hier half denn auch der Pathe, Amtshauptmann Weber, der mit Onkel Herse so ziemlich den einzigen Umgang der Eltern bildete³⁾. Der Knabe suchte sich den letzteren im weiteren Kreise unter den Bürgerjöhnen, vor Allem aber unter den Söhnen des Wächter Mahmacher auf dem hart an der Stadt gelegenen Altbauhose. Nachdem in dem elterlichen Hause noch zwei Vettern (wenig älter) aufgenommen waren, wurde bis zum Jahre 1824 der Unterricht für die Knaben durch Hauslehrer besorgt. Von da ab besuchte er mit dem einen Vetter (jetzt Pastor zu Tessin) die Schule zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, die sich damals eines durch Turnen gehobenen, rüstigen Jugendlebens erfreute. Geschichte, Geographie, Mathematik und Zeichnen waren die Lehrgegenstände, die dem Knaben am meisten zusagten, und nach drei Jahren erklärte er, Maler werden zu wollen. Dies stimmte aber schlecht zu den Wünschen des Vaters, der einen Juristen aus ihm ziehen wollte; er brachte ihn deshalb durch Versekung nach Parchim (einem damals neuorganisirten Gymnasium) in andere Umgebungen, wo der Zeichenunterricht aufhören mußte. Hier blieb Reuter bis zum Abgange zur Universität Rostock (1831 Michaelis), wo er dann auch, allerdings mit innerm Widerstreben, Institutionen und Rechtsgeschichte hörte, und dann nach Verlauf eines halben Jahres nach Jena ging⁴⁾. Er trat hier in die Burschenschaft und zwar in die Fraktion (Germania), die sich in der Folge der Julirevolution und des polnischen Aufstandes in ihrer Art mit Politik befaßte. — Im Herbst 1833 wurde er deshalb in Preußen verhaftet und zur Untersuchung gezogen. Er war einer der Ersten, mit denen die große Demagogen-Haß begann. Ein volles Jahr dauerte die Untersuchung auf der Hausvogtei unter der Leitung des bekannten Criminal-Directors Dammbach. Trotz aller Reklamationen der mecklenburgischen Regierung wurde er auf preussische Festungen gesetzt, zum Tode verurtheilt, kraft obertrichterlicher Ge-

³⁾ Ich entsinne mich einer Anekdote aus Reuters Jugendjahren, die er gern erzählte. Einer der beiden alten Herren (ich weiß nicht mehr welcher) ärgerte sich darüber, daß die Knaben, wenn sie Geschichten erzählten, alle Augenblicke stottern und dann mit „An dumm“ fortführen. Er setzte einen Schilling als Preis aus für denjenigen, der eine Geschichte ohne „An dumm“ vortragen würde. Fritz Reuter brachte dies fertig, schloß aber seine Erzählung mit den triumphierenden Worten: „An dumm kreeg ic 'n Schilling“, was den Onkel dann sehr unpädagogisch veranlaßte, nun doch den Schilling zu verweigern, mit den Worten: „An dumm was de Schilling weg“.

⁴⁾ Auf dem Gymnasium hatte Reuter den Beinamen „Charles douze“ erhalten. Als er nach Jena ging, hoffte er, wie er mir erzählt hat, diesen Namen endlich los zu werden, aber schon am ersten Abend in Jena begrüßte ihn bei seinem Eintritt in eine Wirtstube eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Süh, Charles douze, wo kümmtst du her?“ Damit war der Name für ihn verewigt.

walt des Königs mit dreißigjähriger Festungsstrafe beschenkt und bis zum Sommer 1838 auf verschiedenen preußischen Festungen detinirt⁵⁾. Dann wurde er auf specielle persönliche Verwendung des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, auf die vaterländische Festung Dömitz ausgeliefert, jedoch mit der bestimmten Bedingung, daß die endliche Begnadigung nur von Preußen ausgehen sollte. Dies geschah denn nun 1840 im Herbst bei der Amnestie, die nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. eintrat. Von der Jurisprudenz hatte er während der Haft auf immer Abschied genommen. Zeichnen (viel Portraitsiren), Mathematik und deutsche Literatur halfen ihm diese böse Zeit ertragen; in den letzten Jahren auch vorzüglich das Studium der in die Landwirtschaft einschlagenden Wissenschaften, da er entschlossen war, nach der Freilassung dies Gewerbe zu ergreifen⁶⁾. Dies geschah denn auch und ist er bis zum Jahre 1850 praktischer Oekonom geblieben. — Der 1845 erfolgte Tod des Vaters und die dadurch klar gewordenen pekuniären Verhältnisse zeigten ihm die Unmöglichkeit, jemals auf diesem Wege eine selbständige Stellung zu erringen, und dies war sein sehnlichster Wunsch; die Liebe zu seiner jetzigen Frau trieb ihn dazu. Er entschloß sich kurz: auf den Rath und durch die Vermittelung lieber Freunde ward er, nachdem er Preuze geworden, Privatlehrer in der kleinen preußischen Stadt Treptow⁷⁾. Hier gab er im Jahre 1853 den ersten Band von „Läuschen un Rimels“ heraus, der seine Entstehung dem heitern geselligen Verkehre im Hause seines Freundes Peters zu Thalberg⁸⁾ und der vielfachen Anregung von seinem Freunde, dem Justiz-Rath Schroeder⁹⁾ zu Treptow verdankt.

⁵⁾ Als Fritz Reuter, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, einmal von Eisenach aus einige Wochen in der Wasserheilanstalt Laubach bei Koblenz zubrachte, besuchte ich ihn von Bonn aus mit Böding und Sinrok. Mit großer Heiterkeit zeigte er uns zwei Visitenkarten, die eben bei ihm abgegeben waren. Sie rührten von zwei Generälen her, von denen der eine Gouverneur und der andere Kommandant von Koblenz war. „Früher“, bemerkte er, „mußte ich immer den Festungskommandanten meinen ersten Besuch machen, und jetzt kommen sie zu mir.“

⁶⁾ Reuter übergeht hier, daß er nach seiner Begnadigung zwei Semester (von November 1840 bis Ende des Sommersemesters 1841) in Heidelberg studiert hatte. Er wohnte hier bei dem Rärcher Jakob Schmitt, Frojschane D. 278, heute Obere Redarstraße 5. Er scheint hier vorzugsweise Chemie getrieben zu haben. Seiner chemischen Apparate entzühne ich mich noch deutlich.

⁷⁾ Treptow an der Tollense.

⁸⁾ Später und noch jetzt in Siedentollentin bei Treptow.

⁹⁾ War mein Vater. Auf die Mitteilung von dem Tode desselben schrieb Reuter mir (Eisenach, den 15. Juni 1869) Folgendes: „Der Schlag, der Euch so plötzlich und unerwartet getroffen hat, ist ebenso unvermüthet und schrecklich in unser Haus und in unsere Herzen gefallen. Wohl hast Du Recht, wenn Du sagst, daß auch mir ein Freund gestorben sei; ich weiß am Besten, wie hoch die Freundlichkeit und das

Darauf folgten „Volterabend=Gedichte“, die von 1842 ab bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden waren¹⁰⁾. Darauf „de Reif' nah Belligen“. 1855 übernahm er die Redaction eines Unterhaltungsblattes für Mecklenburg und Pommern; das Unternehmen fand zuerst Anklang, aber fast gar keine Unterstützung und mußte 1856 bei der Nachlässigkeit des Verlegers aufgegeben werden, der schließlich denn auch ohne Rechnungsablage nach Amerika auskniff. 1856 Ostern siedelte Reuter, angezogen von dem größeren Verkehr und der reizenden Gegend, nach dem nahegelegenen Neubrandenburg über, woselbst er sich bloß mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Hier entstanden einige unbedeutende Lustspiele und Pöffen, die beim gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntnisse, vielleicht auch bei mangelhafter dramatischer Befähigung, nur einen sehr zweifelhaften Erfolg hatten. Wenn auch einige (die drei Langhänse und Blücher in Seterow) auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zur wiederholten Aufführung kamen¹¹⁾, so ist doch der Verfasser selbst sehr schlecht mit ihnen zufrieden. 1857 erschien „Rein Hüfung“, 1858 der zweite Band von „Läuschen un Rimels“, 1859 „olle Ramellen“, 1860 „Hanne Nüte.“

Dies

Mein lieber Richard

würde meine äußere Lebensgeschichte in nuce sein. Du kannst nun weglassen und zusetzen, wie's Dir gefällt. Soll ich aber noch hinzufügen, welchen besondern Umständen ich meine etwaige poetische Ader zu verdanken zu haben glaube, so bin ich der Meinung, daß meine Mutter in der ersten Jugendzeit hierauf den

Wohltuollen des lieben Mannes anzuschlagen ist, der, als ich noch gar nichts in der Welt bedeutete, mir mit Rath und Rath weiter und weiter half, und das Einzige, was uns mit der Härte dieser göttlichen Entscheidung versöhnen kann, liegt darin, daß dies harmlose, friedliche, bis in's innerste der Seele hinein heitere Gemüth eines so schmerzlosen, von langer Krankheit nicht entgegen (sic!) gequälten Todes gestorben ist.

Du aber lebe wohl, grüße von uns beiden Deine Frau und freue Dich Deines Söhnchens, und wenn auch zwischen uns Beiden ein mächtiges Haltseil zerissen ist, so hoffe ich doch, daß die übrigbleibendew so lange halten werden, bis man auch mich unter den Rasen legt.“

¹⁰⁾ So sehr Reuter in dieser Hinsicht von den verschiedensten Seiten belästigt wurde, so erwies er sich doch seinen alten Freunden auch später noch gern gefällig. Meiner Schwester Hedwig, die eine seiner Lieblingshüterinnen gewesen war, und der er in dem geplanten Werke „Mit mirer Schaulmeisteried“ die Hauptrolle zugebracht hatte, erfüllte er noch am 3. Juli 1862 von Neubrandenburg aus eine solche Bitte.

¹¹⁾ Schon 1858 hatte Reuter mir (damals Berliner Student) den Auftrag gegeben, wegen einer Aufführung der „Drei Langhänse“ mit dem Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters und dem Theateragenten Heinrich zu verhandeln. Ich besitze von ihm noch einen launigen Brief vom 11. Januar 1858 über diese Angelegenheit.

größten Einfluß geübt hat, daß später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantasienspiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen ist, und daß sie mich befähigt hat, den Menschen kennen zu lernen. Im regen Verkehr mit vielen Menschen mag man die Menschen besser exploriren, ist man aber Jahre lang auf einen Umgang angewiesen, glaube ich, lernt man den Menschen besser kennen. Meine landwirthschaftliche Carrière, meine in einer kleinen ackerbautreibenden Stadt hingebachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf Universität und Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal ist, auch das Glück, welches ich mit meinen ersten Versuchen hatte, haben das Ihre dazu gethan.

Sei nun so freundlich und mache aus diesem Material, was Dir gefällt, packe es zusammen und schicke es direkt an die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar. Ich will es nicht selbst sehen, sondern an seinen Früchten will ich es erkennen. Du sollst ganz freie Hand haben. — Kannst Du es bald, so würdest Du mich sehr verbinden.

Mit treuer Freundschaft

Dein

Fritz Reuter.

Bollentin, den —ten Febr. 1861.“

Diese kurze Selbstbiographie Fritz Reuters scheint wenig bekannt zu sein. Wilbrandt erwähnt sie nur, und in der Gesamtausgabe von Reuters Briefen, herausgegeben von Otto Weltzien, findet sich nur der zweite, persönliche Teil.

An Richard Schröders Werden und Wohlergehen nahm Reuter innigen Anteil. Das beweist der nachstehende Glückwunsch zu dessen Verlobung. Kurz vorher hatte dieser in Berlin die Doktorwürde erworben.

„Mein lieber Richard,

So ist's recht! Jung gefreut, hat niemand gereut. Du hast durch Fleiß und glückliche Begabung Deinen Lebenszukunft für fertig gekriegt und hast nun ein reiches, volles Grundfeld vor Dir. Es giebt vielleicht außer Deinen Eltern keinen Menschen auf der Welt, als mich, der ein so reines aufrichtiges Interesse an Deiner glücklichen Zukunft nimmt: nimm dies also nur vorläufig; die Herzlichkeit soll sich später Aug' in Aug' und Mund von Mund aussprechen. Für jetzt grüße mir Deine liebe Braut und sage ihr, daß sie hier in Neubrand. zwei Freunde besitzt, deren Herzen] ihr voll

entgegenschlagen, das meine und das meiner Frau.

Du aber, mein Sohn, sollst: perge haben und sollst glücklich sein allerwege.

Dein treuer

Fritz Reuter.

Neubrand. d. 1st Febr. 62.“

Im Jahre 1866 wurde Richard Schröder zum außerordentlichen Professor ernannt und führte nun auch die erwählte Lebensgefährtin heim. Diese beiden „frohen Nachrichten“ gaben Anlaß zu dem folgenden Brief, der durch Reuters Stellungnahme zu Bismarck besonders interessant ist¹²⁾.

„Mein lieber, guter Richard,

Du kannst Dir wohl denken, mit welcher Freude wir die beiden frohen Nachrichten empfangen haben, die den Inhalt Deines Briefes ausmachten. Jedes Glück und jeden Segen wünschen wir auf Dich und Deine liebe Frau, auf Eure Verbindung, auf Eure neubegründete Häuslichkeit und auf Deine ehrenvoll erungene Stellung in der wissenschaftlichen Welt herab! — Aber so freundlich gefinnt sind wir nicht gegen Sedermann, so z. B. wünschen wir, daß Jemandeiner mit aller Manier den jetzigen preußischen Premier auf eine brennende Scheer- tonne setzte und ihn dabei fragte, ob ihm das bei diesem abscheulich kalten Frühjahrs- wetter nicht recht schön warm vorkäme, und ob er sich jetzt nicht einen kleinen Begriff von den brennenden Nesseln machen könnte, in die er den preußischen Staat hineingesetzt habe. Dies ist nun durchaus nicht eine Aeußerung alten inveterirten Demagogenhasses, sondern nur der Ausbruch des Uergers und Verdrusses, daß der Mann, der an so Vielem Schuld ist, auch daran Schuld ist, daß wir Euch, liebes Paar, nicht bei uns gesehen haben, wir hatten uns so sehr dazu gefreut und hofften auch, daß Böcking die kurzen Ferien dazu benutzen würde, uns mit seinem Besuche eine wahre Freude zu machen. Statt dessen haben wir die Festtage ganz einsam durchfrieren müssen, ohne weitere Unterhaltung, als der Anblick erfrorener Baumblätter und Baumblüthen gewährt.

Viele Grüße von mir und meiner Frau

¹²⁾ Daß er als Demokrat abfällig über ihn dachte, war schon bekannt. Aber dies dürfte der letzte Brief sein, in dem er eine ablehnende Haltung einnimmt. Denn schon im September desselben Jahres schreibt er an Bismarck:

„Es treibt mich, Ev. Erzellenz als dem Mann, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur fahbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat — ich meine die Einheit Deutschlands! — meinen tiefgefühlten Dank zu sagen.“ — Edward Böcking, geboren 1802, gestorben 1870, war ordentlicher Professor der Rechte in Bonn. Auch als Literaturhistoriker ist er von Bedeutung durch kritische Gesamtausgaben von Ulrich von Hutten und A. W. von Schlegel.

an Simrock und vor Allem an den liebenswürdigen Böcking und die Seinen. — Ich weiß nicht, habe ich ihm was zu Leide gethan, daß er so schweigsam geworden ist: wenn dies der Fall ist, so sage ihm, er soll's mir nur schreiben, ich will's nach Kräften wieder gut machen. Nun lebe recht wohl mit Deiner lieben Frau und halte mit dem längern Herbstbesuch Dein Wort.

Dein

unveränderter Freund

Fritz Reuter.

Eisenach, d. 25st Mai 1866.

Dörchläuchten ist bis zum 10t Bogen gedruckt. Einquartierung ist uns hier schon angesagt und übermorgen erwarten wir hier als Durchzügler Theile des 7t Armeekorps.
D. Ob.“

Justizrat Schröder hatte für sehr viele Bekannte gut gesagt und war in seinem Vertrauen oft getäuscht worden. Diese Vertrauensseligkeit hat ihn, wie aus nachgelassenen Papieren ersichtlich wurde, ein für heutige Begriffe ungeheures Vermögen gekostet. Wer nun aber in dem nachstehenden Briefe das Andenken des Verstorbenen beschmutzt hat, läßt sich nicht mehr feststellen¹³⁾.

„Lieber, bester Richard,

Ja, wir haben leider, leider gehört, wie scheußlich das Andenken Deines braven Vaters von Spitzbuben und Betrügern beschmutzt worden ist; wir haben es durch eine alte an Deinen Vater und an uns anhängliche Seele, Ottilie, erfahren, und es ist wohl kaum ein Tag vergangen, wo wir beiden Reuters nicht zusammen saßen und darüber judizirten, wie die Geschichte zusammenhängen könnte. — Fern von Dreptow und ohne hinlängliche Kenntnis von dem eigentlichen Sachverhalt, konnten wir nur die unbegründetsten Hypothesen aufstellen, und die einzige, die allenfalls Stand hielt, war die, daß Dein so sehr wohlwollender Vater vielleicht von seinen Untergebenen gemißbraucht sein könnte. — Wie aber Wienke Deinen Schwager Nobiling mit Spott und Hohn hat ablaufen lassen können, begreife ich nicht, es ist ja notorisch und auch Peters bekannt, durch den ich es erfahren, daß Wienke Geld von Deinem Vater erhalten hat — es war freilich damals nur von 6000 Th. die Rede; aber ein Schuldverhältnis war doch vorhanden.

Was nun Dein Anliegen bei mir betrifft, so habe ich dasselbe nicht mehr wie gerne

erfüllt, inliegend empfängst Du die gewünschten 200 Th., behalte sie solange Du willst, vorläufig macht mir das kein Beschwer. — Aber, wie so ein jeder von der Niedertracht der Welt zu leiden hat, so auch ich. Hast Du's schon gehört, daß ein lieber Landsmann in Amerika meine sämtlichen Werke nachdruckt? daß er die Frechheit gehabt hat, allen deutschen Buchhandlungen diese seine wohlfeile Auflage anzubieten und daß er auf solche Weise mich um meinen wohlverdienenden Verdienst bringt? — Wenn ich nicht schon von früher her die Erbärmlichkeit der Menschen kannte, ich würde in Unbetracht Deines und meines Falles sagen: „es ist eine niederträchtige Welt!“

Wir Beide, vor Allem meine gute Frau haben für Euch Schröders Kinder die herzlichste Theilnahme, es läßt sich brieflich nur nicht so ausdrücken, wie es mündlich möglich ist. Lebwohl Richard, freue Dich Deiner lieben Frau und des kleinen Ebenbilds Deines braven Vaters!

Dein

Dir immer getreuer

Fritz Reuter.

Eis., d. 5t Nov. 1869.“

Der letzte Brief dieser Reihe ist an Frau Rittergutsbesitzer Hedwig Krüger, Buszvik bei Rostock, gerichtet. Sie war die zweitälteste Tochter des Justizrats Schröder und Fritz Reuters Lieblingschülerin; sie starb 1916.

„Meine kleine, liebe Frau Krüger,

Sie haben vielleicht gehört, daß ich die Polterabendschriftstellerei vollständig abgelobt habe, und wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme mache, so habe ich zwei Bitten an Ihr freundliches Herz zu legen, erstens, daß Sie unter keinen Umständen mich als Verfasser der Charaktere verrathen und zweitens, daß Sie die Dürftigkeit des Nachwerks gütigst übersehen. Sie glauben gar nicht, was es mir für Ueberwindung kostet, immer neue Variationen nach der alten Melodie zu pfeifen. Zudem konnte das Stück — wie Sie auch selbst wünschten — der großen Jugend der beiden Schauspielerinnen wegen ja nur kurz ausfallen und mußte der Rindlichkeit angepaßt werden, und da läßt sich dann nicht viel Geistreiches zu Markte bringen. — Nehmen Sie also mit dem Umstehenden vorlieb, grüßen Sie Krüger freundlichst und behalten Sie mich und meine Frau in gutem Andenken. In Rostock besucht Sie Ihr alter

Freund Fritz Reuter.

Neubrand. d. 3t Juli 1862.“

¹³⁾ Nobiling, Justizrat in Anklam, war der Mann von Richard Schröders Schwester Zeitchen.

Die Keuterstadt Neubrandenburg und ihre Keutersammlung

Von Dr. Karl Wendt

Wie John Brindman nicht ohne das Seefahrt-freudige Rostock, der ernste Schleswiger Theodor Storm nicht ohne Husum, die graue Stadt am Meer, so ist der heimatfrohe Mecklenburger Fritz Reuter nicht zu denken ohne Neubrandenburg, die „Parl“ von Dörchläuchtings Reich.

Neubrandenburg ist eben die Keuterstadt, und mit gutem Recht haben des Dichters Verehrer ihm hier sein Denkmal gesetzt.

Was Reuter vor seinem Neubrandenburger Aufenthalt geschaffen, konnte kaum Anspruch auf besonders poetische Wertgeltung erheben, hatte auch trotz des ersten überraschenden Erfolges seiner „Läuschen un Rimels“ seinen Namen kaum über die Grenzen Mecklenburgs und Vorpommerns getragen. Sein 1854 gegründetes „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ mußte er nach einjährigem Bestehen eingehen lassen. Auch „De Reis“ nach Bellingen“ fand nicht die Aufnahme, die er erhofft hatte. Aus den noch vorhandenen Geschäftsbüchern des Neubrandenburger Buchhändlers Brünslow, der diese Dichtung in Kommissionsverlag genommen hatte, geht hervor, daß nur wenige Exemplare davon verkauft wurden. So war Brünslow froh, daß er sie bei passender Gelegenheit seinem Kollegen Hinstorff in Wismar, der später alle Werke Reuters in Verlag nahm, für ein Billiges „umgehängt“ hatte, wie er es selbst seinem Freunde vergnüglich schmunzelnd erzählte.

So muß es, rein wirtschaftlich angesehen, als ein Wagnis erscheinen, daß das junge Ehepaar Reuter von Treptow, wo es doch immerhin eine wenn auch nur bescheidene Existenz sich geschaffen hatte, nach dem benachbarten Neubrandenburg übersiedelte. In der ersten Zeit ging es ihnen finanziell herzlich schlecht. Der damalige Bürgermeister Ahlers hat zu dieser Zeit einmal über das Ehepaar Reuter geäußert: „Dat Unglücksworm hett Malür hat, se hebb'n em wegen ‚demagogischer Untriebe‘ up de Festung sett't, un nu geben se hier Privatstunden, he an dämliche Jung, de nich furtkamen, in Latinsch un Reken, un se in Klavier-spelen, twe un halw Sülwergröschde de Stund'.“ Aber bald zeigte sich, daß sein guter Genius Reuter den rechten Weg in den rechten Ort gewiesen hatte. Wenige Jahre genügten, um ihm den Platz als Schriftsteller deutscher Nation gewinnen zu helfen, und ein gut Teil

dazu taten Neubrandenburg und die Neubrandenburger: Die landschaftliche Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, das kleinbürgerliche behagliche Leben und die Freundschaft edelgesinnter Leute.

Das Gezwißcher einer Sperlingsfamilie, die unter dem Dach seines Hauses ihr Nest gebaut, soll ihm die Anregung für seine Vogel- und Minschengeschicht „Hanne Nüte“ gegeben haben. Sollte nicht auch der in mittelalterlicher Geschlossenheit die Stadt umgebende Wall, noch heute der tägliche Spaziergang der Neubrandenburger, ein wahres Vogelparadies, das im Frühjahr widerhallt von allen Vogelstimmen, die unsere Heimat kennt, diesen Plan bei ihm zur Reife gebracht und seine Ausföhrung gefördert haben? Der Preis der schönen Gottesnatur, der uns aus allen Werken des Dichters entgegentritt, sollte er nicht ein Widerhall sein, des herzerfreuenden Wechsels von Wald und Wasser, von Berg und Tal, in die Neubrandenburg eingebettet ist?

Und nun die Neubrandenburger selbst! Es ist meines Wissens niemals darauf hingewiesen worden, daß das kleinbürgerliche Leben in Wohlstand und Behaglichkeit in der mecklenburgischen Mittelstadt noch ganz anders zum Ausdruck kommen konnte als in der kleinen preußischen Nachbarstadt Treptow. Wir lebten damals in Mecklenburg noch in der Zunftzeit, die hier erst 1868 zu Grabe getragen wurde. Der Handwerksmeister war in Neubrandenburg, das den Verkehrsmittelpunkt für Mecklenburg-Strelitz bildete, noch wie in alten Zeiten der Tonangebende in der Bürgerschaft. Beunruhigung durch neuauftretende Konkurrenz, Nahrungsforgen kannte der Meister von damals nicht. Geruhfam konnte er sein Leben so einrichten, wie es Großvater und Vater getan hatten. Dazu gehörte auch, daß er am Spätnachmittag oder Abend bei einem Glase Bier in ruhiger gemüthlicher Unterhaltung seine Erholung suchte. Eine solche Erholungsstätte war u. a. die Moncksche Brauerei in der Treptower Straße. Reuter trank freilich nicht gern Bier, sondern sobald er es bezahlen konnte, aus einem Bierseidel „witten Wittwin“ (französischen Weißwein). Aber er „flöhnte“ gern mit den Bier trinkenden Handwerkern wie ihresgleichen. Unter ihnen gab es mancherlei Originale, nicht wenige hat er in seiner „Stromtid“ und seinem „Dörchläuchting“ verewigt. Ich erinnere nur an den Zimmerling (Zimmermeister) Schulz, dessen Lieblingsredensart „Rut rut!“ in den verschiedensten Variationen, besonders in der „Stromtid“ wiederkehrt, ebenso seine Eigenart, in allen Bauarten möglichst viel „verzahnte“ Träger anzubringen.

Auch der Notarius Schlusuhr ist hier nach dem Modell eines Rechtsanwalts, der einem Juden das Fell über die Ohren gezogen

hatte, geformt worden. Reuter gab das abschließende Urteil über ihn, wie wir es fast wörtlich in der „Stromtid“ wiederfinden: „Ja ja, is 'ne Rott un lewt as 'ne Rott un frizt ehrliche Leute das Leder entzwei“, so erzählte mir eine alte Frau, die in ihrer Jugend in der Brauerei Schenkmanjell gewesen war.



Fritz Reuter am Stammtisch im Ratskeller zu Neubrandenburg:
„Ich will jug vertellen!“

Gemälde von Willy Bahr im Reuter-Museum zu Neubrandenburg.

Im Ratskeller, wo die Honoratioren verkehrten, herrschte ein ähnlich behaglicher Umgangston wie in der Brauerei. Als Reuters Verhältnisse besser geworden waren, war er auch hier beobachtender Gast, und in seinem „Dörchlächting“ gibt er die Stimmung wieder, die hier die herrschende war.

Bald fand der Dichter auch Eingang in die Häuser gebildeter Neubrandenburger, die ihm dadurch geistesverwandt waren, daß alles, was zur Heimat gehörte, ihr Hauptinteresse bildete. Das waren der Bürgermeister Ahlers, der unermüdliche Forscher heimatlicher Erinnerungen, der Medizinalrat Brückner, mit dem zuerst Genannten Gründer des Heimatmuseums, und die Gebrüder Boll, Franz und Ernst, die eine Neubrandenburgische und Mecklenburgische Geschichte geschrieben haben. Des letzteren Geschichte von Mecklenburg gab ihm den Stoff zu dem Werk, das er für sein bestes hielt: „Rein Hüfung“.

Nicht vergessen dürfen wir dabei des Musikers Johannes Schondorf, der Lieder aus „Hanne Nüte“ vertonte und die Bekanntschaft Karl Kraepelins vermittelte, des Mannes, der durch seine glänzende Vortragsgabe unendlich viel zur Verbreitung Reuterscher Schrifttum beigetragen hat. Auch der Dr. Siemerling darf nicht unerwähnt bleiben, Sproß einer alleingeseßenen Patrizierfamilie, Apotheker, Bankier, Gutsbesitzer in einer Person, der ihm die Mittel zur Drucklegung von „Rein Hüfung“ vorschob und später in allen finanziellen Dingen sein Berater war.

So nimmt es uns nicht wunder, daß Reuter in dieser Umgebung sich bald heimisch fühlte und Förderung fand für seine schriftstellerische Betätigung. Schon 1857 schreibt er an eine Freundin in Schwerin: „Hier in Neubrandenburg sieht es herrlich aus . . . so köstlich die Natur, so freundlich das Städtchen, dies hat mich denn auch hierher gezogen, und gottlob der früher hinter Schloß und Riegel saß, ist jetzt frei wie der Vogel, er kann fliegen, wo er will, und ziehen, wohin er will“.

In Neubrandenburg wurzeln seine besten Werke: „Rein Hüfung“, „Franzofentid“, „Hanne Nüte“, „Festungstid“, „Stromtid Teil I und II und anderes. Der Stoff zu „Dörchlächting“ ist aus Neubrandenburg gewonnen.

Das Neubrandenburg der Reuterschen Zeit hat sich innerlich und äußerlich fast so erhalten, wie es zu des Dichters Zeiten war. So lebt noch heute, wenn auch nicht mehr so hervortretend und vielgestaltig wie vor 50 Jahren, ein gut Stück von dem, aus dem Reuter seine Gestalten schuf. Und wer „Dörchlächting“ kennt, findet sich noch heute in der von Ringmauern und Wall umschlossenen Stadt ohne Führer zurecht: Der Marktplatz, freilich infolge verschiedener Brände in seiner äußeren Umrahmung nicht unwesentlich verändert, wird heute noch beherrscht vom Rathaus, „dat in sine Buort ufsach, as wenn 't för lange Tiden ut 'ne Wihnachtspoppenschachtel rutnohmen wir“, und im Ratskeller tagt auch heute noch oft eine fröhliche Gesellschaft, wie sie Reuter so köstlich in „Dörchlächting“ schildert. Das Palais fällt heute noch auf durch die vielen Blickableiter, dem angeblichen Produkte durchlauchtigster Gewitterangst. Auch die „Glaskutsch“ kann noch gezeigt werden. Die kostbare Szene, in der die Bäckerfrau Schulz dem hohen Herrn die Rechnung überreicht, hat als Brunnenfigur an der Südseite des Marktes ihre bildliche Darstellung gefunden. Und wer's nicht glaubt, daß die Empörung der resoluten Dame Berechtigung hatte, der möge die Rechnung nachlesen, die ihr „Krischan“ in mühseliger Arbeit aufgesetzt hat. Sie wird unter Glas und Rahmen im Palais (Reuter Sammlung) aufbewahrt.*

Die Häuser, in denen Christelschwester und die resolute Bäckerfrau wohnten, sehen heute etwas anders aus, als wir sie uns für dama-

*) Die Rechnung ist im Archiv in Neustrelitz gefunden und als Beigabe der Sammlung zur Verfügung gestellt. Sie ist datiert vom März 1771 und reicht vom Oktober 66 bis August 67. Die Posten bestehen in der Hauptsache in einem täglich gelieferten Rummelbrot in Preise von 24 Schillingen und beläuft sich cum usuris (mit Zinsen) auf 21 Thaler und 2 Schillinge. Beigefügt ist ein untertänigstes Gesuch um Bezahlung. Wenn Reuter sagt, daß Krischan Schult in stundenlanger Arbeit im Schweiße seines Angesichts die Rechnung verfaßt hat, so entspricht das freilich nicht den Tatsachen, denn er hat nur die ihm allerdings nicht so leicht gewordene Unterschrift geleistet.

lige Zeit vorstellen, wenn sie auch eine wesentliche bauliche Veränderung nicht erfahren haben. Auch sind sie nicht mehr die stolzesten am Markt. Die eisenumrankte Behausung des Konrektors Aepinus (Bodinus) zeigt sich heute genau so wie damals, als der ehrwürdige Pädagoge mit Perücke und einem „Ruhrstoc mit 'n gold'n Knop“, wie es sich noch zu Reuters Zeiten für einen Mann in „Ihr un Würden“ ziemte, darin aus- und einging. Die Klasse, in die Reuter die köstliche Szene verlegt mit „Dürten Holzens Rissen un Rissenmuster“, mit „Korl Siemissen“, mit dem „Stamerbuch Pagel Barnewitz“ und „Korl Wendt**), wat 'n richtigen driftigen Bengel was“, würde sich im ehrwürdigen Gymnasium heute noch nachweisen lassen. Die Träger dieser Szene sind heute noch in lebendigem Andenken, obschon sie längst der kühle Regen deckt. Noch heute beschatten dieselben Eichen den Wal wie damals, als der Konrektor und „degäle Person“ zu großer Empörung von Dürten Holzen darin promenierte. An den Ufern des Solensees grüßen heute noch Dörschlächtings „Belmandür“ — zur Zeit freilich in Umwandlung zu einem Landeskriegerehrenmal begriffen — und der Vogelschußplatz im Nemerower Holz mit Kuchen- und Kaffeebuden. Halsband und Stining würden allerdings kaum noch Gelegenheit finden, in Bäcker Schulzens Bude vorzutanzten.

Wer in den Reuterhäusern — drei sind durch Tafeln als solche gekennzeichnet — etwas von Erinnerung an den Dichter zu finden hofft, wird enttäuscht sein, dafür birgt aber Dörschlächtings Palais in seinen Räumen einen Schatz, der von Reuters Leben und Schaffen ein Bild gibt, so vielseitig und anschaulich, wie es keine Lebensbeschreibung bieten kann, das ist die Reutersammlung.

Am 50. Todestage des Dichters, am 12. Juli 1924, wurde die Neubrandenburger Reutersammlung eröffnet, nachdem sie in jahrelanger Arbeit von Herrn Dr. Erich Mahn gesichtet und geordnet war. Sie ist in der Hauptsache ein Vermächtnis des Reuterforschers und unermüdlischen Sammlers Reuterforscher Erinnerungen, des 1912 verstorbenen Greißwalder Professors Theodor Gaedertz. Den beiden bis dahin vorhandenen Sammlungen in Weimar,

**) Gestorben als Kirchenrat in Neubrandenburg, damals Primaner, mein Vater.

wo der größte Teil des literarischen Nachlasses des Dichters neben dem von Goethe und Schiller seinen Platz gefunden hat, und in der Reutervilla in Eisenach stellt sich die Neubrandenburger würdig an die Seite. Sie ist so reichhaltig, daß lange nicht alles in den beiden zur Verfügung stehenden Räumen für jedermann sichtbar ausgestellt werden konnte. Nicht weniger als 270 Briefe von des Dichters eigener Hand enthält sie, die meisten (119) aus der



Dörschlächtings „Palais“, erbaut 1774—1785 von Adolf Friedrich IV. (Dörschlächting), auf dem Marktplatz in Neubrandenburg. In ihm befindet sich außer einer Kunstsammlung das Reuter-Museum.

Eisenacher und der Neubrandenburger Zeit, dazu eine große Zahl von Schriftstücken an ihn und über ihn, nicht weniger als 800 Einzelstücke an Büchern und Zeitschriften, die sich mit Reuter und seinen Werken befassen, unter ihnen Erstdrucke seiner sämtlichen Werke. Die Wände zieren zahlreiche Bilder in Del, Pastell, Kreide, auch Bleistiftzeichnungen von des Dichters eigener Hand, auch bildliche Darstellungen aus seinem Leben und seinen Werken von verschiedenen Künstlern. Ein Abguß der rechten Hand Reuters und eine Büste von ihm, beide von Ufinger, verdienen besonders ge-



Dörchläuchtings Denkmal auf dem Marktplatz in Neubrandenburg, auf dem der Bildhauer Wilhelm Jaeger auch Väter Schultisch verewigt hat. „Impertinentes Frauenmensch!“ rep Dörchläuchten im stödd Schultisch de Heknung ut de Hand.
Aufn.: Verkehrsverein Neubrandenburg.

nannt zu werden. Der wertvollste Schatz ist die hochdeutsche Urschrift der „Stromtid“ in zwei Entwürfen (aus den Jahren 1847 und 48/49), der „Franzoesentid“, der „Urgeschicht von Mecklenburg“, denen sich eine große Zahl von Urschriften kleinerer Prosastücke, Gelegenheitsgedichte und Verschen ernsten und heiteren Inhalts zugesellen, im Original oder Faksimiledruck und anderes mehr, dazu auch einige Gebrauchsgegenstände.

Von allen Stücken der Sammlung finden wir eine über Reuters inneren und äußeren Entwicklungsgang gründlich orientierende Auswahl zur Beachtigung ausgelegt. Das hiervon Wertvollste soll in chronologischer Reihenfolge aufgeführt werden.

Seine Eltern und Verwandten, seine Heimatstadt, sein Geburtshaus erscheinen im Bilde, seine Wiege, die ja im Stavenhagener Rathaus stand, in Natura, Schriftproben seines Vaters, des Bürgermeisters, oft zusammen mit denen des liebevollen Betreuers seiner Knabenjahre, des humorvollen Herse — Apotheker, Notar und Rats Herr — als Unterschriften unter Urkunden, ebenso die seines Vaters, des würdevollen Amtshauptmanns Weber. Auch ein

Albumblatt seines Jugendfreundes, des Amtschreiberlehrlings Fritz Sahlmann, fehlt nicht:

„Die Rosen blühen allein im Lenzen,
Bald stehn sie welk und Blütenlehr,
Drum pflücke Rosen, und winde Kränzchen,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.“
Lauten seine Wünsche.

Es ist bekannt, daß Reuter als Friedländer Gymnasiast über der Beschäftigung mit dem Zeichnen andere wichtige Schularbeiten vernachlässigte, so daß der Vater seinem Wunsch, nach Parchim überzusiedeln, gerne nachkam, denn dort wurde kein Unterricht im Zeichnen erteilt. Ein sehr gelungenes Selbstportrait des jungen Gymnasiasten aus der Friedländer Zeit zeigt seine zeichnerische Begabung, ebenso wie zahlreiche Albumblätter für seine Freunde in Friedland und Parchim mit Federzeichnungen. Wir sehen aus dem Schulprogramm, daß Reuter in Parchim bei der Geburtstagsfeier des Großherzogs „die deutsche Rede über Blüten und Hoffnungen“ gehalten hat. Er muß auch dazu besonders befähigt gewesen sein, denn wegen seines Fleißes stand er nicht in besonderem Ansehen bei seinen Lehrern. Sein Schulzeugnis Ostern 1830 sagt darüber, daß „die Früchte

des Fleißes fast nur noch in der größtenteils regelmäßigen Ablieferung der aufgegebenen Arbeiten bestehen“.

Seiner Parchimer Schülerliebe, der Bürgermeistertochter Adelsheid Wüsthoff, widmet der junge Fuchs der Alma mater Rostockensis sein erstes Gedicht, das die sinnig schwärmerische Ueberschrift trägt „Als sie ferne war“. Sein Trost ist:

„Nein, nicht ganz ist sie entflohen,
Nicht ganz sind wir getrennt,
Haben uns die ewig Hohen —
Eine Sprache doch vergönnt

und sein Wunsch

„Glänzend sei dein Leben im Sonnenlicht,
Wandle auf Rosen und vergiß mein nicht!“

Das Ganze ist von einer Rosengirlande umrahmt.

Aus der Tenenser Burschenzeit haben wir eine Reihe von teilweise mit Blei geschriebenen hoch- und plattdeutschen kleinen Gedichten, die uns den flotten Studio zeigen. Sein Schläger und die lange Pfeife weisen auf diese glückliche Zeit, die so bald in der Festungszeit ihr graues Ende finden sollte.

Der größte Teil des besonders wertvollen Briefwechsels zwischen Vater und Sohn aus diesen traurigen Jahren ist weder in unserer noch in einer anderen Sammlung, sondern befindet sich hier in Neubrandenburg im Privatbesitz. Was aus der Festungszeit an Schriftstücken hier zu sehen ist, ist so ausgewählt, daß es einen tiefen Einblick in das äußere und innere Erleben dieses „in Ketten geschmiedeten“ freiheldürstigen Jünglings gewährt. Aus der Zeit, in der er noch hoffen durfte, frei zu kommen, stammt die Niederschrift des Gedichtes „Tochter Jephtha“, frei nach Byron (Handschriftendruck), in der Hausvogtei sehr zierlich mit einem aus der Viele geschmittenen Holzspan geschrieben, verziert am Rande mit drei charakteristischen Köpfen. Ein Vers daraus sei hierher gesetzt:

„Das schwör ich treulich dir und gut,
Daß so rein ist mein kindliches Blut
Als der Segen, den strömend es fließt,
Als hienieden mein letztes Gebet“

(vergl. „Festungstid“ Kap. 12). So unschuldig fühlte sich der junge Studio, der als Hochverräter angeklagt wurde. Und aus dieser Stimmung heraus verstehen wir es, wenn er als Uberschrift diesem Gedichte die Losung gibt „Lustig in den Kampf“. Oder ist es Galgenhumor? Ein acht große engbeschriebene Seiten umfassender Brief an seinen Vater, datiert vom 31. 10. 36 aus Silberberg, noch bevor ihm das Todesurteil zugestellt war (Urschrift), zeigt seine Verzagtheit und Bitterkeit, daneben liegt ein anderer an seinen Freund Karl Schmidt geschriebener Brief aus der Dömiker Zeit, dessen Stimmung am besten durch das Gedicht geschildert wird, das hier seinen Platz finden möge:

„Mein Liebchen war die weite Welt,
Der Wald war mein Gemach,
Mein Ritterjaal das grüne Feld,
Mein Bett der kühle Bach.

Mein Schmuck, das war mein Sonnenstrahl,
Der Fels, er war mein Schloß,
Der Blütenkelch war mein Pokal,
Der Sturm mein wildes Roß.

Ich hab mein Liebchen oft belauscht,
Es oft ans Herz gedrückt,
Wir hatten Ringe ausgetauscht,
Wie war ich so beglückt.

Doch seine Schwester zu mir trat,
Die Welt mit ihrer Luft,
Verleumdet sie mein Liebchen hat,
Verdrängt aus meiner Brust.

Sie bot mir statt des Brodes Stein,
Die Schlange statt des Nalß,
Und mit der bitteren Reue Pein
Büß' ich es und bezahls.

Jetzt schau ich in den dunklen Wald,
Nicht mehr das grüne Korn,
Mein braufend Roß ist eingestell't,
Verrostet ist der Sporn.

Der Wasserkrug ist mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker ist mein Ritterjaal,
Mein Schmuck die schwere Kett.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen slicht ins Haar,
Wenn es in grüner Kleider Pracht
Verkünd't ein neues Jahr,

Dann hör ich längst verschwunden Sang,
Schreck aus dem Schlaf empor,
Ich beiße an die Eisenstang
Und rüttle an dem Tor.

Doch fest ist Bitter, fest ist Thür,
Vergebens ist mein Mühn,
Der Sang, er ist verhallt in mir,
Ich sink auß's Lager hin.“

Auch ein Gedicht „Der Jakobitag“, der gleichzeitige Geburtstag beider Eltern, zeigt dieselbe traurig verzagte Stimmung.

Aus der qualvollen Zeit in Magdeburg finden wir zwei Eingaben von seinem Freund Grashoff und ihm, von denen die eine bittet, ihnen eine freierwerbende Zelle zu überweisen, da die Dunkelheit der bis dahin von ihnen bewohnten ihre Augen angegriffen habe. Eine sehr einschränkende Verordnung betreffend das Spazierengehen der Festungsgefangenen (Urschrift) illustriert die Hartherzigkeit des Kommandanten. Auch ein Bericht über den einstündigen Besuch des Divisionspredigers Leist, um den Reuter in seiner Seelennot hat, ist deswegen wichtig, weil er seines in der „Festungstid“ mit Dankbarkeit gedenkt.

Für die Ueberführung nach Graudenz bringt Reuter ein Nacionale mit, in dem sein Betragen als „stets sehr gut“ beurteilt wird. In diesem Graudenzer Jahr, in das er so viel drollige Geschichten aus seiner Festungstid hineindichtet, belebt, wenn auch nur gelegentlich, die Jugendfrische der Gefangenen. Beweis dafür ist eine Art Chronik, in die jeder nicht ohne oft herbe Satire Tagesereignisse eintrug. Von diesem „Beobachter im Fort“ liegt in Urschrift die Nummer vom 24. Mai 1858 aus.

Die freundlichere Zeit in Dömitz spiegelt sich schon äußerlich in den kleinen Gaben wieder, mit denen ihn die Familie des Kommandanten von Bülow erfreute, u. a. ein Leuchter und ein Urständler, den Fräulein Anna von Bülow mit zarter Stickerie schmückte.

Wie Reuter die viele unfreiwillige Muße in der ganzen Festungszeit auszufüllen wußte, schildert er ja selbst in seinem Werk darüber. Viele Proben seiner Malkunst aus diesen Jahren zieren die Wände. Wir sehen sie alle, seine Kameraden, den Kaptein, Don Juan, Franzos' u. a., die sieben Glieder der Familie von Bülow, des freundlichen Festungskommandanten, darunter besonders treffend in Pastell gezeichnet die „lieblich anmutigen Züge der jugendlichen Frieda von Bülow“ mit den großen, korn-

blumenblauen, ernstest Augen, zu der Reuter eine herzliche Neigung gefaßt hatte.

Der Abschnitt seines Lebens, den er die Stromtid nennt, bringt eine große Zahl von Bildern großer Personen, die ihm damals näher traten: die Familie Peters in Thalberg, Helene und Wilhelmine Rust, die beiden Drumwäppel und viele andere. Bei den letzteren tritt die Eigenart Reuters, den Unterarm zu kurz zu zeichnen, besonders hervor. Daß auch seine Braut Luise Runze gezeichnet werden mußte, ist selbstverständlich. Das Bild wurde viel bewundert und auch kritisiert, wodurch Reuter sich veranlaßt sah, die ebenfalls in Urschrift dem Beschauer zugänglichen Urteile über Luises Porträt zusammenzustellen. Aus dieser Zeit sind kleine Verschen, Gelegenheitsgedichte mancherlei Art ausgelegt. Das wertvollste ist jedenfalls eine Probe der solange verloren geglaubten hochdeutschen Urschrift der „Stromtid“. Diese ist der erste umfangreichere schriftstellerische Versuch des Dichters, sie ist unvollendet, in zwei Formen, der Urschrift aus 1847 und der Reinschrift aus 1848/49 und trägt die Ueberschrift „Manuskript eines

Romans“. Das ausgelegte Blatt zeigt am Rande allerlei Köpfe, flüchtig hingeworfen, wie sie der zeichnet, der den Faden der Erzählung den Augenblick nicht recht weiter zu spinnen weiß.

1850 führte bekanntlich Reuter seine Braut heim und suchte sich in Dreptow eine Existenz zu gründen, in der er alles, was er an Gaben besaß, in klingende Münze umsetzte. Er malte Porträts, gab Unterricht in Schulfächern und Turnen und wagte sich schließlich als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit. Von allem gibt die Ausstellung eine Probe. Wir finden etwa acht Bilder aus der Dreptower Zeit, die auf Bestellung gemalt wurden, dazu eine Eingabe an den Magistrat, in der er mit der Bitte, einen Turnplatz einzurichten, zugleich einen genauen Kostenanschlag dafür überreicht, ein Zeugnis für einen Privatschüler und schließlich einen ganzen Jahrgang des von ihm herausgegebenen Unterhaltungsblattes, in dem auch „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ erschien. Auch hiervon ist ein Blatt in Urschrift ausgelegt. Auch sein Gesuch um Naturalisierung in Preußen mag Interesse finden.

Die Hauptperiode des dichterischen Schaffens, die Neubrandenburger Zeit von 1856—63, spiegelt sich im wesentlichen wieder in handschriftlichen Proben aus seinen Werken: „Von Pird up 'n Esel“, „Woans ik to 'ne Fru kam“, „Urgeschicht von Mecklenburg“ und der Perle unter seinen Werken, der „Franzosen-tid“. Auch der vom Vater ererbte Schreibtisch, an dem all die Werke dieser Zeit entstanden, hat hier seinen Platz gefunden. Erwähnt sei als Kuriosum ein kleines Gedicht an einen Freund, als die Stralsunder Zeitung ihn totgesagt hatte, datiert vom 27. 2. 58:

„Morgenrot, Morgenrot,
Stralsund schlug mich meuchlings tot
Ueber Nacht, über Nacht,
Als ich noch an nichts gedacht,
Wider Willen, wider Wissen
Hab ins Gras ich heißen müssen.“

Einige Zeit später erschien in der Zeitung eine von ihm verfaßte Berichtigung:

„In dieser Zeitung stünd: Fritz Reuter is dod!
Ach ne, mien Soehn, dat brukt du nich to glöben,
Denn hier in dissem Johr giwt veelen Wien un got,
Woritm föll he nu nich noch etwas bi uns töwen!“

Ich möchte auch nicht verfehlen, auf die Photographien Reuters hinzuweisen, die ihn am Anfang und Ende seiner Neubrandenburger Zeit zeigen. Aus dem Mann mit dem ungepflegten Haarwuchs an Kopf und Bart, mit dem salopp um den Hals geschwungenen



Fritz Reuter Denkmal von Martin Wolff, fünfzig Schritte vom Neubrandenburger Bahnhof.

Tuch ist allmählich, wohl besonders unter Luifens manchmal recht energifchem Szepter der geworden, der fih in jeder Gefellfchaft fehen laffen konnte.

Sehr reichhaltig ift nun das vertreten, was an den Abfchnitt feines Lebens erinnert, in dem er als anerkannter deutfeher Dichter in behaglichem Wohlftand und glücklicher Zufriedenheit feinen Lebensabend befehlte, feine Eifenacher Zeit. In Hülle und Fülle finden wir Briefe von ihm und an ihn. Ueber die Einrichtung feines Hauſes und feines Gartens in Eifenach, über feine Orientreiſe, die er in der „Reif“ nah Konftantinopel“ ſchriftftellerifch verwertete, über feine vielen Ehrungen, von denen ihm die Promotion zum Dr. phil. h. c. in Roftock wohl am meiften erfreut hat, und anderes mehr. Nur zwei Stücke, die in Urſchrift vorliegen, möchte ich hervorheben, ein launiges Gedicht an feinen Bankier Viktor Siemerling in Neubrandenburg.

„Was heißt mich das mit dich, mein Kind,
Du biſt mich doch nicht krank?
Du ſchickſt mich nicht, du ſchreibſt mich nicht,
Iſt das des Freundes Dank?“
Sollt mein Kredit gefunken ſein?
Du haſt ja Wechſel da!
Die Freundschaft abgeſtunken ſein,
Weil ich dir nicht mehr nah?

Ich muß darob verwundert ſein,
Daß noch das Geld nicht kam,
Schick ſchleunigſt die dreihundert ein,
Ich bin zum Tode lahm.
O heiliger Viktor, ſpute dich,
Erhör mein ängſtlich Flehn,
Sonſt, heiliger, vermute ich,
Ich muß zu Grunde gehn.

Das andere ift der letzte Brief Reuters, datiert vom 12. Juli 1872, von feiner Frau geſchrieben, ein Dank für eine Sendung Krebsfe an den Bürgermeiſter Lau in Havelberg.

In dem mir gegebenen Rahmen konnte ich nur Koſtproben von dem reichen Schatz geben, den die Neubrandenburger Sammlung bietet. Ich hoffe aber, daß ſie genügen, um bei Reuterfreunden den Wunſch auszulöſen, einmal herzukommen und ſelbſt zu ſchauen. Wer ſich genauer über den Inhalt unterrichten will, der ſei hingewieſen auf die vom Verwalter der Sammlung, Dr. Erich Mahn, in außerordentlich mühevoller Weiſe zuſammengestellten zwei ausführlichen Verzeichniſſe und auf ſeine Veröffentlichungen in dem Korreſpondenzblatt des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung, Jahrgang 1924, Heft 29, Nr. 3, in den Meckl.-Strelitzſchen Geſchichtslättern, Jahrgang 6, 1930, und im Jahresbericht des Neubrandenburger Gymnaſiums 1926/27.

Frif Reuter und Annmarief Schulten

Von Walter Schmidt-Grufe

Es ift ein unſcheinbares Büchlein, in grauen Umſchlag geheftet und mit den geringeren Mitteln der Druckkunft einer vergangenen Zeit ausgeſtattet; nur ein paar dürftige Verzierungen umrahmen den Titel: „Nige Blomen ut Annmarief Schulten ehren Goren von U. W. Greifswald und Leipzig, C. U. Koch's Verlagsbuchhandlung, Th. Runke, 1861.“ Und doch zähle ich es zu den Schätzen meiner niederdeutſchen Bücherei, denn es ſtammt noch aus ihrem Hauſe. Gegenüber dem Weſteingang der mächtigen Nikolaiirche in Greifswald liegt es, eine Gedenktafel weiſt heute auf die größte lyriſche Dichterin unſerer plattdeutſchen Mutersprache hin. Gern entfinne ich mich des Tages, als ich mit der Tochter Hermine plaudern durfte, der treuen Hüterin des Heimes und des Nachlaſſes der damals ſchon Verſtorbenen. Ihr Hauch war noch in der anheimelnden Stube zu ſpüren, in der Tiſch und Stuhl, Decke und Teppich, Bild und Fenſter zeugten von der Wohnlichkeit des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und der einfache, gefüllte Bücherſchrank ſprach vom Suchen und Streben einer geiſtig lebendigen und immer anteilnehmenden Seele. Ich hatte einen längeren Aufſatz über Ulwine Wuthenow geſchrieben, nach langer Zeit hörte Niederdeutſchland wieder etwas von ihr, und ſo ſprachen wir, die Tochter und ich, die Matrone



Ulwine Wuthenow (Annmarief Schulten)
Aufn.: Frif Seebeck, Greifswald

und der junge Heimatfreund, von dem Widerhall, den der Dichterin Schaffen wohl bei allen Sachverständigen fand, den es im ganzen aber doch in stärkerem Maße verdient hatte. Wir wußten auch, woran das lag: vom Büchermarkt waren die Gedichte seit langem verschwunden, nur von den „Nigen Blumen“ befand sich noch ein ziemlicher Vorrat in den Händen der sorgenden Nachlaßwalterin. Ein Hamburger niederdeutscher Verlag hatte zwar einen Vertrag auf eine Neuherausgabe gemacht, sich dann jedoch nicht gerührt — auch bis heute nicht. Und so mögen auch diese Zeilen an eine Schuld erinnern, die niederdeutsche Verleger an Alwine Wuthenow haben.

Dat braken Hart.

Swarte Wolken hängen
Up de Eerd hendal,
Un leiw Sünn fickt eben
Nur taum lekten Mal,
Makt mi tau de Dgen,
Düster ward de Heid,
Dat s' man gahn un slapen,
Is so mäud, so mäud.

Of de See is düster,
Nahrends Schöp tau seihn,
Blot en witte Bagel
Swevt tau Nest allein.
Ob hei of verlaten
Is von alle Freud?
Dat em teihn un slapen!
Is so mäud, so mäud!

Blot en einsam Stierning
Schient noch st I heraf,
Un sien Strahlen fallen
Up en düster Graf. — —
Sälen wi in Tranen
Einsam waken heid? — —
Kumm! — — Dat uk uns slapen!
Bün so mäud, so mäud!

Wo begegnen wir in der niederdeutschen Lyrik wieder solchen echten Klängen? Wo ist Naturbild und Stimmung des Menschenherzens in solcher geschlossenen Einheit wieder zu finden? Ist nicht die Verhaltenheit der Klage um schweres eigenes Leid Zeichen eines starken, großen Geistes?

Wie eine Wunderblume erblüht aus ihrem Leid ihr Lied.

Alwine Wuthenow wurde am 16. September 1820 in Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des dortigen Pastors Balthasar geboren. Mit mehreren Schwestern wuchs sie in ländlicher Freiheit auf, in einem Hause, das noch belebter wurde durch die Schüler, die der Vater unterrichtete. Viel geistige Anregung erhielt und brauchte das begabte Mädchen; von den geistlichen Erbauungsbüchern, deren es viele im Hause gab, bis auf Schiller las sie alles, was ihr in die Hände kam, und der Vater selbst trug sein Teil bei, indem er seine Kinder mit der Frithjofsage bekannt machte. Umfängliche seelsorgerische Tätigkeit war von

den Eltern zu leisten, und so achteten sie vielleicht nicht so auf die ersten Anzeichen einer geistigen Erkrankung bei Alwine, wie es notwendig gewesen wäre. Und was wußte man damals von Nervenkrankheiten! Schon das halberwachsene Mädchen stand des öfteren im Banne lästiger Zwangsvorstellungen: sie mußte eine Tür wiederholt schließen, wiederholt ein Ding an seinen Platz legen. Paranoia rudimentaria nennen es die Aerzte. Die Schwestern neckten sie mit ihrer Eigenart, glaubten durch gutmütigen Spott ihr die „Unart“ abzugewöhnen. Bald allein sahen die Eltern, daß ihre hochbegabte Alwine wirklich krank war, obschon ihr Geist stets klar blieb und sie auch in den späteren Jahren ihrer Krankheit immer das volle Bewußtsein ihres Zustandes hatte. Man schickte sie in die Heilanstalt Sachsenberg bei Schwerin, und hier, wo sie drei Jahre praktisch sich betätigen mußte — sie schneiderte —, schien sie zu genesen; als geheilt entließ man die Achtehnährige. Jahrelang lebte sie im Hause der Eltern, die inzwischen in die Superintendentur nach Güzkow gezogen waren. Nur des Nachts kamen mitunter die quälenden Vorstellungen wieder. Das junge, anmutige und geistvolle Mädchen lernte der Güzkower Bürgermeister Wuthenow auf einem Hochzeitsfeste kennen und schätzen. Er warb um ihre Gunst. Als wohlmeinende Freunde ihn über Alwines Schwäche aufklärten, glaubte er — ein strenger Ehrenmann — nicht mehr zurücktreten zu dürfen, und selbst die Mahnungen der Brauteltern hielten ihn nicht zurück. Vielleicht dachten sie und er, daß eine glückliche Ehe auch den letzten Hauch der Krankheit zerstören würde. Die ersten Jahre rechtfertigten solchen Glauben. Alwine Wuthenow wurde eine richtige Stadtmutter; sie rief Lotterien für die Armen ins Leben, richtete Weihnachtsbescherungen ein, ging als hilfreiche Trösterin in jede Hütte. Daneben fand sie Zeit für den Gatten und den Erstgeborenen, schuf ihrem Mann ein Heim, in dem er die fünf Jahre Festungshaft in Silberberg vergessen konnte. Denn auch ihn hatte das Loß der Burschenschaft getroffen, wie Reuter, mit dem er sich in Silberberg befreundete.

Da kam das Jahr 1848 und — auch in dem kleinen Güzkow die Revolution. Fäuste und Knüppel erhoben sich im Rathause gegen den jungen Bürgermeister. Jedoch so groß war die Macht seiner furchtlosen und geraden Persönlichkeit, daß niemand sich an ihn heranwagte. „Er hatte sie fest angeblickt und dann gesprochen: „Meine Herren, ich weiche jetzt der Gewalt, allein es wird wohl einst für diesen Tag Rechenschaft gefordert. Auch mache ich Sie verantwortlich für jedes Blättchen im Archiv.“ Darauf ging er ungehindert fort nach Haus.“ So berichtet seine Schwägerin Berta. Heute

lächeln wir über die revolutionären Kleinstädter von damals; aber über Wuthenow und seine Familie brachten sie schweres Leid. Die junge Frau trug wieder ein Kind unter dem Herzen, Uengste und Aufregungen brachten die Tage für sie. So unruhig war der Bienenkorb der kleinen Stadt, daß ständig zwei Bewaffnete vor ihrer Stube Wache standen. Bald brach ihr altes Leiden wieder so heftig aus, daß sie eine Anstalt aufsuchen mußte, und schwer hingen die Wolken über ihrer Familie. Wuthenow war Kreisrichter in Greifswald geworden, die Familie an Kindern gewachsen, die Mutter aber fern. Länger als ein Jahr suchte sie zunächst Sachsenberg wieder auf, war dann neun Jahre im Katharinenstift in Rostock, schließlich in Winnenthal bei Stuttgart — der Dämon aber wollte nicht weichen. Nur hin und wieder konnte sie einige Wochen im Kreise der Ihren verbringen, immer wieder schlug die Abschiedsstunde, immer wieder zerriß es das Herz, immer wieder kam die Not der kalten Einsamkeit.

's Nachts.

De Wächter röppt,
De Mahnscht n stöppt
Up't gröne Gras so blank!
De Wind so matt
Krüft kum en Blatt,
Em slepert uk all lang.

Man blot mien Hart
Bel lude ward,
Us't was den ganzen Dag;
Dat sleiht un sleiht,
Us ob't nich weit,
Wo't finden mag sien Flag.

Mien Hart, dat sehg,
Dat allens slög
Den Arm üm sienen Schatz,
Blot ik, ik wein,
Ik jitt allein,
Ach, leddig is sien Platz!

Ik weit nich mihr,
Wo dat noch wier,
Us mi mien Fründ hett küßt,
Wiel ik so lang
Allein un krank
Al von em scheiden müßt!

Ik folg mien Hän'n;
Ach, wier tau En'n
Mien Nacht un ganz vörbi!
Du leuwe Gott!
Du grote Gott!
Wat äwer em un mi!

Und Bilder steigen auf von dem stillen Glück daheim: die Kinder im Familienkreise, die den ernstern Vater bedrängen um Geschichten:

In'n Schummern.

Dor flüggt un stügg un krabbelt
En ganze Schwarm heran.

En strafelt em de Backen,
En kraut sin Kopp em lief',
Is dat en lustig Tummeln
Vun all de lütten Müs'.

Doch hör, ut all dat Smeicheln
Ward jitt en grote Bad:
„Papaking, nu en Märten,
Ehr kümmt nich vun de Städ!“

„Ja, ja vun Babufaschen,
De Zwergenkönigin — —
Un vun de schöne Else,
De Sünneustrahlen spünn — —“

„Ne“, fängt nu an lütt Mäding,
De immer still noch west,
„De mi Mama ded schenten,
Ach, dat wier doch de best;

Wetst du noch von Maria?
Ach, Anna, de wier schön!“ — —
„Ja, Mäding“, röppt lütt Lenken
Us dei, so kann uk keen!

„Mama, de weit Geschichten!
Wer so vertellen kann!
Doch nu möt uns' Papaken
Uns' Märtenbot hüt sin!“

Wo ward de Mann so düster
Ufsehn mit enen Mal?
Kümmt dat blot, wiel de Abend
Jutt deeper sacht hendal.

Dat he mit düstre Flüchten
Huscht öwer sine Stiern?
Langt noch en anner Schatten
Na em ut wiebe Ziern?

He höllt sik to de Ogen
Un süzt so deep un swor:
„Mama, du leuwe, söte,
Ach, wenn du doch wierst dor!“

Und die Frage bewegt das Herz:

Magst mi noch, lieden?

Magst mi noch lieden,
Hest mi noch leiw?
Ach, legg dien Hart doch
Mi in den Breif!

Wilt mal upsitzen,
Wat dorin steiht!
Ob noch dien Wiewing
Wahnen drin deiht?

Ob sei noch hett den
Leiwlichsten Platz?
Ob sei noch drin dien
Allerbest Schatz?

Wenn ik dat seihu hew,
Slut ik dat tau! — —
Keiner fall weiten,
Wat mi giwt Rauh.

Doch nicht immer findet die Seele Ruhe in einer tröstenden Antwort, sie lehnt sich auf gegen das Schicksal, das unerbitliche:

Ik möt furt!

Nu drag ik't nich länger, nu ward't mi tau dull!
Ik kann't nich verlopen, so giern ik ok wull!
Un kann't nich versleigen, so giern ik uk mügg,
Taun Wannern kein Paß nich, taun Fleigen kein Flucht!
Ji Wolken, ji weit't woll, wohen ik giern tög,
Ji Vögel, ji weit't woll, wohen ik giern slög.
Ji weit't, wo deiht jagen dat mächtige Wurt,
Wo't brennt up den Harten: „Ik möt furt, ik möt furt!“



Neubrandenburg: Ein Teil der noch fast ganz erhaltenen Stadtmauer. Ihre Weithäuser, Tore und Türme sind seltene Denkmäler gotischer Baukunst.

Aufn.: Hugo Krause

Bün inspunn, bliew inspunn en ewigen Dag
 In't nämliche Burken, up't nämliche Flag.
 Un de nämliche Weihdag, de oll swarte Kreih,
 Rümmt alldag un frett mi dat Hart so entwei.
 Un Stunn'n geiht nah Stumen den sülwigen Schritt
 Un makt mi nich apen un nimmt mi nich mit.
 Ach, hew ik nich hofft denn, un hew ik nich lurt
 Un liesing man süzt: „Ik möt furt, ik möt furt!“

Doch nu ward't tau dull mi, nu packt mi, dat an,
 Möt bögen oder breken, ik riet, wat ik kann!
 Ut Dit un ut Westen, ut Süd un ut Nord
 Blost't luder un luder: „Ik möt furt, ik möt furt!“
 Leiw Gott in den Heben, o, hör mit dit Mal,
 Gest du denn kein Witleid mit so vele Dual?
 Du kannst jo doch allens, mak apen mien Furt,
 O, help doch nah Hus mi! Ik möt furt! Ik möt furt!

Was wäre aus dem geplagten Herzen, das so schwere Lasten trug, geworden, wenn ihm nicht die Gnade echter Frömmigkeit zusloß? Wenn es nicht die Gabe gehabt hätte, in der Natur, an Frühling und Blumen, an Kindern und Vögeln, an allem Kleinen, mütterliche Freude zu finden?

Sparlings bi de Schün.

Kumm flink doch, leiw Bräuding! Du beist mi jo dur'n,
 De Schündör is apen, sei dösch'en hüt Kurn!
 Dor föllt woll en beten för uns ul bitau;
 Sei warden't jo nemen nich alltau genau!

Hier buten is leider de Mahltid nu ror,
 Witt is twor de Disch deet, doch 't Eten nich dor,
 Hängt of 'ne Hahnbutt noch towielen an'n Durn,
 Dat Best is doch heidt, kannst lang dorup lurn!

Is gaud, dat de Minschen wat uphegt noch hemm'n,
 Un dat man sik mal dösch' so'n Schünriß kann klemm'n;
 Sei mägen uns of noch en Häpping hüt günn'n;
 Uns ganz to verstöten, dat wier doch man Sün'n!

Un lielt, sei steiht apen, de prächtige Schün!
 Kamt Kinnings un Nahwers mit Hün un Verbün!
 Wo kringt ein dat Klappern so schön in de Uhr'n!
 Veranner, wer mit will, sei dösch'en hüt Kurn!

Aus den Kinderliedern mag hier eins stehen:

Dat Kind sien Nachtgebed.

Ik bün so maud un sleperig,
 De Ogen gahn mi tau —
 Kann kum de Hün'n noch folgen,
 Welt nich, wat 'k beden dau —.

Müggt leiw'en Gott blot seggen,
 Dat giern ik orig wier,
 Un dat hei leiw müggt hebben
 Mi immer doch recht sihr! —

Un dat ik nu woll sachten
 In sienen Schot müggt rauhn —
 Dat anner segg 'k di morgen; —
 Leiw Gott, — Du wardst 't woll daun!

Die lebensklugen Sperlinge, der stolze Täuberich („Kuferruf“), die mißmutige Krähe in Winter („Kreigenleed“), der Hühnerwatter Rik-riki mit seiner Frau Krazefot und den Rükchlein („Arwtensbesük“), der böse „Kullehahn“, das schlafmüde Kind, „Margreting un de Udebor“ — sie alle sind meisterhaft mit dem Pinsel des Wortes gemalt. Daneben gelingen ihr stimungsvolle Naturlieder und herzinnige geistliche Gedichte.

So sang ihr Herz sein Leid und seine Freude, wunderbarer Zwiespalt einer Menschenseele, die in geistiger Klarheit und Frische sich die Umwelt erschließt und zeitweise von schwarzen Schwingen überschattet wird.

Reuter wurde ihr Entdecker für die Vessentlichkeit. Durch Wuthenows Rufine, die Frau des Arztes Dr. Adam in Treptow, hörte der Dichter nach langer Zeit auch wieder von dem Silberberger Haftgenossen, dessen Elter er auf seiner letzten Festungstreife von Graudenz nach Dömitz in Kyrik kennenlernte. (Vgl. das 25. Kap. der „Festungstid“!). Sie trafen in Tr. und im benachbarten Tschleben bei Verwandten wieder zusammen. Und als Reuter dann Schriftleiter wurde an dem von ihm gegründeten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“, als er sich um Mit-

arbeiter aus der Heimat bemühte, sandte ihm Freund Wuthenow einige Gedichte seiner Frau ein. Freudig nahm R. sie auf, dankte warm für die „liebenswürdigen Poesien“, die wie „Perlen unter Riesel verstreut“ in seinem Sonntagsblatt wirkten. „Auf mein Wort“, schrieb er, da nach einem Jahre des Bestehens die Wochenschrift wieder einschließ, „es waren die besten Sachen, die im „Unterhaltungsblatt“ gestanden haben.“

Er drängte auch zur Herausgabe der Gedichte. „Ich habe mich lange gestraubt“, berichtet die Dichterin Klaus Groth, dem sie die erste Sammlung widmete, „doch da ich sah, daß mein guter Mann es so sehr wünschte, so konnte ich ihm, der ja ohnehin so wenig Freude von mir hat, die Bitte nicht abschlagen. Nur anonym zu bleiben, hat ich mir aus, und daß dennoch die Anfangsbuchstaben A. W. darunter stehen, ist mir schon fatal.“ Aber dann begann im Katharinenstift doch ein eifriges Sammeln, und die Kranke erholte sich an dieser Arbeit. Wohl an hundert Zettel schickte sie dem Gatten, der selber eine saubere Reinschrift anfertigte. Reuter sollte die Durchsicht vornehmen und ein Geleitwort beisteuern.

Er tat es gern, obwohl er selber in reichlicher Arbeit steckte. Als Dramatiker versuchte er sich gerade damals; an den Dreiaakter „Der 1. April 1856“ und den Schwank „Blücher in Deterow“ war die letzte Feile zu legen, weil sie im Sommer 1857 bei Runke in Greifswald erscheinen sollten, und die wichtigere, ihm liebere Arbeit an „Rein Hüsung“ drängte. Im Frühjahr 1857 benutzte er die Muße eines Aufenthalts in Thalberg, um den „Blomen“ gerecht zu werden. Er sorgte für die Einteilung in „Strüzings“, besserte den Reim, kürzte Längen, vereinfachte und vereinheitlichte die Rechtschreibung. Er schrieb das Vorwort, das mit zu dem Besten gehört, was wir an hochdeutscher Prosa von ihm haben. Im Herbst 1857 erschien der kleine Band „En poar Blomen ut Anmariet Schulden ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter.“ Er schlug ein, zwei Auflagen wurden später noch nötig.

Klaus Groth sprach sich in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ sehr anerkennend über die „Blomen“ aus, während er Reuters „Läuschen“ „roh, grob, plump — Dünkerbegeisterung“ nannte. Alwine Wuthenow kam mit Groth in Briefwechsel, und aus ihren Briefen, die unser Landsmann Walter Schröder zum erstenmal veröffentlichte*), können wir einen tiefen Blick in ihr Wesen tun. Sie war Groth, dem Großen, gewiß zu Dank verpflichtet, daß er, der Richter sein wollte in allen Fragen des Plattdeutschen, sich ihrer Werke anahm. Aber sie liebt ihm in feiner, fraulicher

*) Von niederdeutschen Dichtern. Herrcke & Lebeling, Stettin.



Das Neue Tor in Neubrandenburg
(Stadtseite) mit den betenden Jungfrauen.
Aufn.: Hugo Krause

Art doch ganz gehörig und aufrecht die Leviten über sein Verhalten gegen Reuter. Sein hartes Urteil verlegt sie; „aber daß Sie ihm geradezu Unrecht tun konnten, wenn auch vielleicht in blindem Eifer, und sich berufen fühlten, ihm als ein strenger, ihn abkanzelter Sittenprediger in solcher Weise den Dert zu lesen, das konnte ich nicht aushalten. — Wo war der Nimbus geblieben, den meine Phantasie um ihr Haupt wob, oh ich schalt sie grausam und böse. — Je ja, je ja, die Anmariet ist eine gottvergessene, böse Person, ob Sie gleich einen Engel von Güte und Sanftmut aus ihr machen möchten; sie taugt gar nicht, das glauben Sie man; wenn Wuthenow Ihnen auch zehnmal das Gegenteil bezeugt und noch viele andere dazu. Sie wissen's nur all nicht, und Wuthenow, den macht die Liebe allezeit blind. Warten Sie man, Sie böser Herzenskündiger, Sie haben sich mit einer bösen Person eingelassen, aber gut meint sie es doch mit Ihnen, sonst könnte es sie nicht so betrüben, daß Sie sich durch diese Briefe in den Augen vieler geschadet haben, abgesehen, daß Sie sich einen warmen Freund unserer Muttersprache, der auch Ihr Talent hochschätzte, dadurch zum Feinde gemacht, denn

daß Sie seine Muse eine Viehmagd genannt, die nach dem Stalle röche, ihn der Düngerbegeisterung und Gemeinheit geziehen, wird er Ihnen nie vergeben“.

Durch diese wenigen Briefe schon gewinnt sie unser Herz, die von sich bescheiden schrieb: „Ich habe nie etwas anderes sein oder scheinen wollen, als ich bin, und nichts wäre mir drückender, als wenn jemand etwas Apartes in mir suchte, da ich doch die allergewöhnlichste Person von der Welt bin. Wie sollte auch ein so unglückliches Geschöpf, das täglich zu ringen hat um jeden Fußbreit Kraft, um nur existieren zu können, noch an irgendeinen Flitterband denken. . . Nur eins möchte ich, daß Sie es mir einst nachsagten, wenn ich nicht mehr bin, 's war doch eine liebe, brave Seele, die nicht bloß mit Worten liebte, sondern in der Tat und in der Wahrheit. Das übrige, das lasse ich gern jedem, der's haben will; auch mein bißchen Poeterei könnte ich freien, frohen Mutes hingeben für ein bißchen gesundes Leben, verbracht in dem teuren Berufe, Mutter so lieber, guter Kinder zu sein. . .“

1860 lernte sie Reuter und seine Frau kennen. Mit ihrem Mann unternahm sie „eine Ausflucht auf einige Tage nach der Brandenburger und Treptower Gegend“. Doch immer noch blieb ihr das Glück versagt, ganz unter den Thren zu weilen. Die Dichtung schuf Ablenkung. Eine neue Sammlung, die „Nigen Blumen“, war im Werden; Reuter half auch dabei. Allerdings mußte er Freund Wuthenow bei der Uebernahme der Arbeit um Zeit bitten: seine „Ollen Kamellen“ kamen heraus. Alwine W. dankte ihm im Vorwort der zweiten Sammlung, die ebensoviel Gutes birgt wie die erste. 1862 erschienen dann „Hochdeutsche Gedichte“ von ihr. In ihnen wirkt die Dichterin weniger ursprünglich. Ihre Kraft, das empfand sie selbst auch, ihre Eigenart lagen im Plattdeutschen:

Mien Muddersprak.

Ik kann't nich hochdütsch seggen,
Wat mi in'n Bussen sitt;
Dat is man halives Snacken,
Dat Best will doch nich mit.

Dat blivt mi immer sitten
Deip immer up den Grund,
Nu kümmt 't uk halv tau Höchten,
So smölt 't mi in den Mund.

Wat plattdütsch ik dau seggen,
Dat heit all Hand un Faut,
Nu klinget dat uk wat knullig,
So ist 't ok just so gaud.

Mi is't, as künn mien Herrgott
Mi beter so verstahn,
As würd mien Bidd so neger
Em an dat Hart rangahn.

Die Verbindung zwischen Wuthenows und Reuter blieb bestehen, auch als Fritzing nach

Eisenach übersiedelte. Fast gleichzeitig brachte der Freund die Gattin nach Winnenthal bei Stuttgart, wo man ihm gänzliche Genesung der Kranken versprechen zu können glaubte (1874 jedoch erst siedelte sie dauernd in den Familienkreis über). Auf der Rückreise war er bei R. zu Gast, und später flogen Briefe hin und her. Als die 3. Auflage der „Blomen“ vorbereitet wurde, sollte R. noch einmal einspringen. Nun, ein Jahr vor seinem Tode, mußte er ablehnen. „Ja, mein lieber Bruder“, schrieb er am 2. 9. 1873, „wie gern erfüllte ich Deinen Wunsch, wenn ich dazu noch im Stande wäre! Aber ich armer rheumatischer Stachel taue nicht mehr dazu, habe genug an mir zu schleppen — bediene mich fast nur der Feder meiner guten Frau. . . Du glaubst kaum, wie leid es mir tut, Dir hierin nicht mehr gefällig sein zu können“ . . . Ein anderer mußte ihm die Arbeit abnehmen, von der er selbst sehr bescheiden dachte: „Du sprichst von undankbarem Mühsal, welches ich gehabt haben sollte, das hast Du wohl nur so über'm Herzen weggesprochen; Mühe mag ich mir gegeben haben, aber undankbar ist sie nicht gewesen. . .“ (Aus einem früheren Brief an W.) Der einfache, warme, hilfreiche Mensch auch hier, der durch sein Menschentum ebenso stark gewann wie durch seine Dichtungen.

Wuthenow überlebte ihn acht Jahre, Alwine starb hochbetagt 1908. Ihr Grab liegt an der Seite des Gatten auf dem Neuen Friedhof in Greifswald in der Nähe des Krematoriums. Noch kündet kein Stein davon, daß unter dem dunklen Efeu Pommerns größte plattdeutsche Dichterin ruht.

Fritz Reuter und Hofgarten- direktor Ferdinand Fühlke

von Willi Finger

Es war einmal an einem heißen Sulitage des Jahres 1851, als noch der Gitzerglast der Sonne auf den Ziegeldächern Treptows lag. Im Deutschen Hause saß Fritz Reuter, als Gartenbaulehrer Ferdinand Fühlke, aus Eldena kommend, mit einem Schwarm landwirtschaftlicher Schüler durstig einkehrte und ein Gespräch mit dem Treptower „Privatlehrer“ anknüpfte. Zwei Blumen- und Gartenfreunde kreuzten ihre Wege, ohne zu ahnen, daß die kurze Begegnung zu lebenslänglicher Freundschaft führen sollte.

Fühlkes ganzes Leben gehörte den Pflanzen, insonderheit den Blumen; Reuter war seit seiner „Stromtid“ leidenschaftlicher Blumenfreund, der überall, wo er wohnte, Topfgewächse und Schlingpflanzen mit Hän-

den der Liebe hegte und pflegte und die „Pflanzenseele“ belauschte wie die „Tierseele“.

Der gärtnerische Laie Fritz Reuter hat, obwohl er in der höheren Gartenkunst nicht unkundig war, den fachmännischen Rat Jühlkes nie verschmäht, — im Gegenteil: gesucht.

Als die beiden Männer einander kennen lernten, war Johann Bernhard Ferdinand Jühlke (geb. 1. 9. 1815 zu Barth als 3. Kind eines Tischlers) schon in geachteter, staatlicher Stellung¹⁾. Nach gediegenen Studien in Greifswald wurde er schon 1834, im Alter von 18 Jahren, als akademischer Gärtner an die landwirtschaftliche Akademie nach Eldena berufen und bald dem Lehrerkollegium dieser Fachhochschule eingegliedert. Unter den Augen des damaligen Direktors der Anstalt, Geh. Hofrat Dr. Friedrich Schulze, genöß der strebsame und an sich selbst arbeitende Kunstgärtner lebhafteste Förderung durch manchen väterlichen Rat. Im Gartenbau-Verein für Neu-Vorpommern und Rügen entfaltete er bald eine rege praktische Tätigkeit und gehörte dem Vorstande des Gesamtvereins als Schriftführer an. Diese Arbeit und seine ersten schriftstellerischen Erfolge führten zur Ernennung zum Königl. Garteninspektor (1854).

Aus der Eldenaer Zeit stammen Jühlkes Bücher: „Fortschritte des landwirtschaftlichen Gartenbaues während der letzten 10 Jahre“, „Beiträge zur Naturgeschichte der Forstpflanzen“ (Greifswald 1854) und das „Gartenbuch für Damen“ (Berlin 1854, 4. Auflage 1889). Als der Dichter eines Tages ein Geschenk-Exemplar dieses letzteren Buches aus Jühlkes Hand erhielt, schrieb er dem Verfasser scherzhaft, es könne auch den Titel „und für Herren“ aushalten. Als Gegengabe dieses dem Dichter wertvollen Gartenbuches erhielt Jühlke nachmals den 2. Teil der „Stromtid“. Doch schon im 1. Teil hatte der Dichter seinem Bekannten ein Wort des Gedenkens gewidmet; dort lesen wir im 4. Kapitel: „Du leiwer Gott! ic heww von minen Gärtner = Fründ Jühlke in Erfurt 'ne schöne Pilgenzwinwel schickt kregen, de nu in de Märzsiinn ehre irsten Bläder driwwt, un min irste Gang is des Morgens tau ehr, um tau seihn, wo vel Bläder sei aewer Nacht drewwen hett, un ic pöll doran herümme, um tau seihn, ob sei of an de Wörtel fult, un ic dräg sei von dat kolle Finster an den warmen Aben . . .“.

Bis 1858 in Eldena tätig, gründete der unermüdetlich Schaffende dort noch mit Rohde und Trommer das „Eldenaer Archiv“ und leitete die akademische Versuchsstation. Mit seinen Schülern unternahm er zahlreiche be-

¹⁾ Ueber den äußeren Lebensgang und die berufliche Entwicklung Jühlkes vgl. man: „Pommersche Lebensbilder“, 1. Band, Stettin 1934. Verlag: Leon Samiers Buchhandlung.

lehrende Ausflüge und Wanderungen durch Vorpommern, Hinterpommern, Mecklenburg und Rügen. Auch Neubrandenburg und Trepow wurden dabei mehrmals angesteuert.

Im Jahre 1858 gab der staatliche Garteninspektor die Staatslaufbahn auf, um in leitender Stellung einen größeren und zu schöpferischer Arbeit anregenden Wirkungskreis zu übernehmen: er kaufte die Handelsgärtnerei Appelius in der durch Samenbau und Blumenzucht weltberühmten Blumenstadt Erfurt. Da seine Uebersiedlung plötzlich, ohne viel Ab-



Ferdinand Jühlke aus Barth (1815—1893),
Fritz Reuters Gärtner-Freund.

schiednehmen vor sich ging, versäumte er es auch, seinem Neubrandenburger Freunde Abschiedsgrüße zu senden. Durch den Dichter wurde er jedoch bald daran erinnert; der schreibt ihm nach Erfurt in scherzhafter Manier: „Ungetreuer Jühlke! Ausgerissener Pommer! Falscher Sächser! Ich könnte tausend Anklagen auf Ihr schuldiges Haupt herabrufen, unter denen die, daß Sie ohne Abschied von Ihren Freunden geschieden sind, nicht die kleinste sein würde; aber — wie Sie wissen — ist Edelmut dem Pommer angeboren und Seelengröße die Lust, in der er lebt; darum verzeihe ich, mache Ihnen keine Vorwürfe . . .“.

Ein Jahr vor seiner Uebersiedlung (1857) nach dem Herzen Deutschlands wurden die Erfurter Kunstgärtner auf den Eldenaer Gartenbaulehrer aufmerksam durch sein Buch: „Leitfaden zur Behandlung der Samen“ (Erfurt 1857). Kaum ist er in Erfurt sesshaft geworden, so erkennt man seine weite Erfahrung und praktische Bedeutung und ernennt ihn 1860 zum Direktor des Erfurter Gartenbauvereins. Drei Jahre später siedelt der Neubranden-

burger Dichter nach Eisenach über. Die beiden „Ausreißer“ — auch Reuter nannte sich und seine Luise in selbstbezüglicher Weise so! — waren sich nun wieder räumlich näher gerückt, und das Band der Freundschaft schlang sich bald um beide Männer und ihre Familien. Eine innige Duzfreundschaft wurde begründet, und Jühlke sollte dem Freunde Reuter noch manches Jahr hindurch werthvolle Freundesdienste erweisen; war er doch inzwischen Deutschlands erste Autorität auf gärtnerischem Gebiete und hatte auch in Erfurt (von 1858 bis 1863) bahnbrechende Fachschriften in die Welt hinausgehen lassen: die „Gesichtspunkte bei der Samenprobe als Merkmal für die Güte des Samens“ (Berlin 1859), die „Mitteilungen über einige Gärten des Oesterreichischen Kaiserstaates“ (Hamburg 1861) und die „Verbesserung des Wirtschaftlichen durch die Einführung und Verbesserung von Kulturprodukten“ (Leipzig 1863).

Seit Reuters Eintreffen in Eisenach sehen sich beide Männer wieder oft von Angesicht zu Angesicht und stehen in dauerndem Briefwechsel bis zu des Dichters allzufrühem Tode. Am 13. Januar 1864 ist Jühlke erstmalig bei Reuters zu Besuch, die damals noch in einem Schweizerstil-Hause zur Miete wohnen. Zwei Tage später berichtet der Dichter seinem „treuesten und besten Freunde“, Fritz Peters-Siebenböllentin (Krß. Demmin): „... Vorgestern war unser alter, beiderseitiger Freund Jühlke aus Erfurt hier zum Besuch; er grüßt Dich recht herzlich und ist ein liebenswürdiger Mann...“. Von nun an wird des gegenseitigen Besuchs immer häufiger, bis Jühlke am 1. April 1866 an einen anderen Ort verpflanzt wird.

Der Generaldirektor der Königl. Preussischen Hofgärten, Peter Lenné, war im Januar des Jahres 1866 gestorben. König Wilhelm I. berief zum Nachfolger dieses genialen Gartenkünstlers den Erfurter Gartenbaudirektor Ferdinand Jühlke, der ein kostbares Erbe antrat. Die Königl. Preussischen Parkanlagen in Potsdam und Sanssouci unterstanden nun seiner Verwaltung, und mit diesem Amte war auch das des Direktors der Landesbaumschule Altgeltow und der Königl. Gärtner-Lehranstalt organisch verbunden.

Wer heute die Parkstätten Berlins und Potsdams betritt, den grüßen die Namen Lennés und Jühlkes. Lenné erdachte und erschuf die Anlagen; Jühlke belebte diese Gartenschöpfungen, gestaltete sie aus und erfreut dadurch das Auge noch heute.

Im gleichen Jahre 1866, als Jühlke zum Hofgardendirektor nach Potsdam berufen wird, beginnen Fritz Reuters Planungen um ein eigen „Hüsung“.

Schon im Frühjahr 1866 tritt er diesem Lieblingswunsche auf Hausbau näher. Bei der Einrichtung des künstlerisch anzulegenden Hausgartens bedient sich der Dichter dreier Hofgärtner, von denen Hofgärtner Hartwig aus Weimar und Hofgardendirektor Jühlke-Potsdam seine treuesten Ratgeber werden sollten. Namentlich Jühlkes echte Freundschaft wurde dem Dichter während des Hausbaues (1866 bis 1868) noch mehr lieb und wert.

Am 2. Juni 1866 bittet der Dichter den Freund nach Eisenach zu Gaste, um seine künstlerische Auffassung in den speziellen Baufragen zu hören. Lesen wir Reuters Brief:

„An Herrn Jühlke, Hofgardendirektor
des Königs von Preußen, in Sanssouci.“

Lieber Freund Jühlke,

In der letzten Zeit habe ich oft und viel Gelegenheit gehabt, an Dich zu denken und muß als ehrlicher Mann gestehen, daß dies in meiner Eifersucht seinen Grund gehabt hat. — Ich habe nämlich einen Garten von 1½ Acker gekauft und noch einen daran stoßenden von ½ Acker im Handel. — Die beiden Grundstücke sind mit Ausnahme des kleineren Theils, der eben ist, Berggärten mit Unterlage von Fels, auf dem jedoch große Bäume (Eichen, Buchen, Eschen) recht sehr gut und üppig wachsen. — Die Lage kann nicht schöner sein und die Aussicht ebenfalls nicht. Die Gärten liegen nach Süden, sind im Norden von höheren Bergen geschützt, haben die Aussicht auf die Wartburg, ins Marienthal und ins Johannisthal. Vor dem Hause (welches allerdings erst zu bauen ist) sind Teiche, die der Großherzog in den neuanzulegenden Park einzuziehen beabsichtigt. Der Park ist von meinem Garten nur durch einen 5 Fuß breiten Weg getrennt. . . . Nun ist nur die Frage, wo muß das Haus liegen? nach welcher Richtung muß die Fronte liegen? wie muß der ebene Teil, wie der terrassierte und wie der Berg benutzt werden? Wo müssen Bäume fort und wo müssen deren angepflanzt werden? — Das könnte mir nun der Herr Gardendirektor Jühlke in dem Moment, in dem er einen Blick auf diesen Erdenpunkt richtet, sagen, wenn dieser Mann nur nicht so fern und so sehr beschäftigt wäre. Merkst Du was, lieber Bruder? — Nun, ich will deutlicher sprechen: solltest Du, wenn Dich Deine Reise nach Erfurt führt, wohl so viel Zeit übrig haben, einen kurzen Abstecher nach Eisenach machen zu können?

Ich fühle das Unbescheidene des ausgesprochenen Wunsches, so daß ich nicht wage, es als Bitte auszusprechen.

Mit meinem herzlichsten Gruße

Dein

Fritz Reuter.

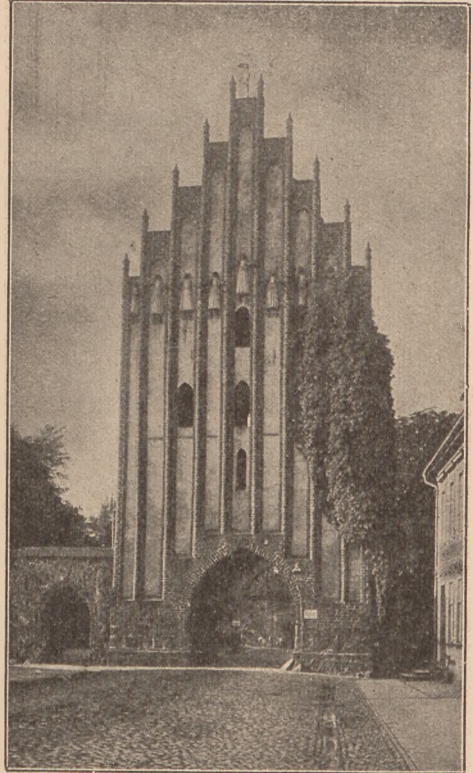
Am 13. Dezember desselben Jahres gibt der Dichter seinem Freunde noch einmal eine sehr ausführliche Beschreibung der gedachten Anlagen und schließt — ihn an sein Versprechen in Laubbach (bei Koblenz) mahnend: „... Dein schönes Geschenk, das Gartenbuch für Damen, kommt gar nicht vom Tisch, es ist für mich wirklich unschätzbar, weil es sich so eingehend auch für kleinere Gärten erweist. — Nun komme ich noch mit einer besonderen Anfrage und Bitte. Ich möchte mir wohl einen Menschen halten, der etwas von der Gärtnerei versteht. Du hast vielleicht Gelegenheit, einen solchen alten, unverheirateten Gesellen zu finden, der treu und ehrlich ist. Gut soll er's haben — leben und leben lassen!“ Skizzen der geplanten Baulichkeiten legte Reuter bei und bemerkt in einem anderen Briefe an Jühlke (vom 4. 2. 1867) noch: „... Der Raum (für den Garten) ist nur klein und wird Dir den Unterschied zwischen Königsanlagen und Schriftstellers-Anlagen noch deutlich zu Gemüte führen“.

Als der Potsdamer Meister im Sommer 1867 in Erfurt weilte, dehnte er seine Reise bis nach Eisenach aus, um die Baulichkeiten am Fuße der Wartburg eizens zu besichtigen. Fritz und Luise weilten in Bad Liebenstein. Doch auch ohne Reuters Führung unternahm Jühlke einen Erkundungszug durch das gesamte Bauterrain und gab darauf dem Freundespaare schriftlichen Bericht über das Gesehene. Als Reuters heimgekehrt waren, stattete der Dichter dem Gärtnerfreunde seinen Dank in einem längeren Briefe ab:

„Du bist doch ein prächtiger Kerl! Du denkst an Deine Freunde, auch wenn sie sich bei Dir nicht in Erinnerung bringen; mit aufrichtigstem Herzen danke ich Dir für diesen neuen Beweis Deiner Treue... Dein Plan wird sich bei der beschränkten Ausdehnung des ebenen Landes wohl nur teilweise ausführen lassen, und ich werde Anfangs März damit beginnen können, da ich vorher noch eine Reise nach Berlin und Pommern machen muß. (Sie kam nicht zustande. D. V.) Daß ich Dich dann in Potsdam auch ohne Deine freundliche Einladung besucht haben würde, ist selbstverständlich. Ich studiere jetzt eifrig Dein neues Verzeichnis und nehme Deine so liebe Hilfe mit herzlichem Danke an... Eisenach, den 17. Dezember 1867.“

Vom Frühjahr 1868 an wird Jühlke für uneigennützigste Spender der mannigfachen Blumen, Sträucher und Bäume für Reuters Garten. Durch Jühlke erhält der Dichter die Klematis, deren blaue Blüte seine Lieblingsblume wurde. In prunkender Fülle wurde sie ihm später in den Sarg gelegt, und heute ziert sie auch den „Schloßgarten“ zu Stavenhagen.

Am Silbestertage 1867 schreibt Reuter seinem Siedenbollentiner Freunde: „... Schicke mir von Deinen so liebenswürdig angebotenen Bäumen und Sträuchern erst dann, wenn wir genaue Abrede genommen haben. Auch muß ich Jühlke vorher sprechen, denn der alte, treue Freund hat mir eine wunderschöne Weihnachtsbescherung zukommen lassen: er schreibt mir nämlich, daß er als Direktor der Landesbaumschule nicht



Das Stargarder Innentor, durch das Reuter 1863 Neubrandenburg verließ, als er nach Eisenach übersiedelte.

allein das Recht, sondern auch die Pflicht hätte, wenn's einem guten Zwecke gelte, aus derselben unentgeltlich verabsolgen zu lassen. Nun will ich erst ihn, und dann auch Dich in Anspruch nehmen...“ Am 27. Februar 1868 teilt er seinem Fritz Peters noch ergänzend mit: „... Von den feineren Gesträuchern, die Du vielleicht noch hast, verlange ich nichts; das kriege ich wohl von Freund Jühlke...“ Und als dem Dichter aus dem neu angelegten Garten eines Nachts Hunderte von jungen Trieben in haumsrevlerischer Weise abgeschnitten sind, klagt er dem Siedenbollentiner Freunde: „Ich will noch heute an Jühlke schreiben und mir Rat holen. — Das einzige, was mich trösten kann, ist, daß es nicht aus Rachsucht, sondern aus dem schöndesten Eigennutz geschehen ist. Der Täter hat sich alles geholt, was zu Pfropfreisern dienen kann...“ Jühlkes Rat ruft

der Dichter einige Tage später an und empfängt bald darauf eine große Blumen- und Sträucher- sendung. „Ich sitze nun bis an den Hals in lauter Sträuchern, Bäumen und Blumen: . . . Du sollst die Freude haben, Dir ein längst dankbares Gemüt aufs Neue zu ver- pflichten und zu verbinden. Grüße mir deine liebe Frau und die Druwäppel . . . (Das waren zwei kleine Töchter Fühlkes wie „Zi- ning“ und „Mining“; von dem in Eldena ge- borenen Sohn wird später die Rede sein. D. Verf.) Mein alter Bruder, ich bin mal wieder in die Wochen gekommen: Meine Reise nach Konstantinopel ist schon im Druck und Du wirst sie von mir erhalten.“

Um die Osterzeit empfängt der Dichter, freudig bewegt, weiteren Potsdamer Garten- schmuck aus der Hand seines lieben Fühlke. „Freund Fühlke hat mir — ganz vor umsonst — 468 Stück blühender Sträucher geschickt; dann habe ich von Mäuschen-Deterow — d. h. für mein Geld — 57 hochstämmige Rosen er- halten, von denen ich drei auswählte auf das Grab der alten Frau Grimm gepflanzt habe“, (gemeint ist Jakob und Wilhelm Grimms Mut- ter. D. Verf.) berichtet der Dichter um die Oster- zeit nach Siedebollentin. Frühling und Som- mer senden ihre Saft- und Kraftströme in die jungen Triebe. Im Spätsommer (Brief vom 11. 9. 1868) kann der Gartenfreund nach Pots- dam berichten:

Lieber Bruder!

Von Deinen Sträuchern und Bäumen kann ich Dir die freundlichsten Grüße bringen; sie befinden sich den Umständen nach recht wohl, nur sehr wenige haben das Zeitliche gesegnet . . ., aber wir haben auch den ganzen Sommer von Morgens bis Abends mit 3 Mann gegossen . . . So um den November d. J. herum denke ich, Dich in Potsdam zu besuchen, dann, glaube ich, störe ich am wenigsten.

Diesmal hielt der Dichter sein Besuchs- versprechen, wenn er auch erst im Dezember in Berlin eintraf.²⁾ Rüstete er doch mit Luise gleichzeitig zu einer Heimatsfahrt durch Meck- lenburg und Vorpommern — es sollte die letzte sein.

Am 8. Dezember trifft das Ehepaar Reu- ter in Berlin ein und verweilt einige Tage bei dem Freunde Ferdinand Fühlke, dessen Gar- tenkunst und Gewächshaus-Kulturen bewun- dernd. Darauf kehrt Luise nach Eisenach zu- rück, während „Fritzling“ Bad Stuer aufsucht. Im Februar des Jahres 1869 weilen Reuters bei dem Siedebollentiner Freunde. Auf der Heimreise über Berlin beabsichtigt das Freun-

despaar ein erneutes Treffen mit Familie Fühl- ke. „Wenn ich wieder nach Berlin komme, so Ende des Monats (Februar 1869), besuche ich Dich und hole mir über die beiden Vorlagen (zu einem Gewächshause in Eisenach) Deinen entscheidenden Bescheid.“ Anfang März trifft das Reutersche Ehepaar in Potsdam ein, wo es eine Woche verweilt.

Die Potsdamer Tage blieben dem Dichter und seiner Luise unvergeßlich. Schreibt doch Lowising am 23. März von Eisenach aus an Marie Peters-Siedebollentin: „. . . Fühlke- Potsdam lebt in Ehren, wundervolle Woh- nung; Livree-Bedienter und prachtvolle Equi- page holten Fritz vom Bahnhofe ab; ich hatte leider meine Kopfschmerzen und lag zu Bett. Doch hat uns der liebe Mann hier (im Hotel) besucht, er kam von der Königin. Fritz konnte mir nicht genug von seiner schönen Häuslich- keit erzählen. Im Sommer wollen wir eigens nach Potsdam . . .“. Vier Tage später (27. 3. 1869) dankt der Dichter eigenhändig für die gastliche Aufnahme in Potsdam: „Mein lieber, teurer Freund! Zuförderst meinen herzlichsten Gruß an Dich und die Deinigen! Es wird mir der Tag in Potsdam und die lebenswürdige Aufnahme von Seiten Deiner Gattin unver- geßlich sein . . . Ich bitte Dich, mir womöglich noch 120—150 Stück Sträucher zu senden, und soll ich meine Bitte noch spezieller ausdrücken, so will ich unter diesen recht gerne bemerken, erblicken und gewahr werden . . . (folgt längere Aufzählung des Gewünschten). Auch echten und wilden Wein erbittet sich der Eisenacher. „So, nun soll aber die Bettelei ein Ende haben, und mit den besten Grüßen von meiner Frau und von mir an alle großen und kleinen Fühlkes schließt Dein aufrichtiger Freund Fritz Reuter.“

In demselben Jahre gab Fühlke sein schöp- ferisches Buch heraus: „Die Rassenverbesserung der Kulturpflanzen (Erlangen 1869), das ihm viele neue Freunde und Verehrer schuf. In demselben Jahre sollte er dem Dichter noch auf einem anderen Kunstgebiete wertvoller Helfer sein: er vermittelte Reuters Bekant- schaft mit einem der bekanntesten Bildhauer jener Zeit, mit Bernhard Afinger, dem Schöp- fer der einzig lebenswahren Reuterbüste. Wer kennt sie nicht, die von Afingers Meisterhand gemeißelte, heute über Reuters Gruft stehende Marmorbüste!³⁾

Afinger war ein Leser und Verehrer Reu- ters, wie er Fühlke gestand. Seinen Liebings- dichter wünschte er gern zu modellieren — wagte aber aus angebotener Bescheidenheit keine Anfrage bei Reuter. So vermittelt Fühlke. Reuter antwortete seinem Gärtnerfreunde: „Du kannst Dir wohl denken, wie lieb und wie

²⁾ Gaederb („Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“, 1. Band, S. 148) irrt, wenn er schreibt: „Auf der Hinfahrt im November 1868 rastete er bei Fühlke in Potsdam.“ (Vgl. Luise Reuters Briefe an Marie Peters-Siedebollentin.)

³⁾ Auch die Bronzestatue Ernst Moritz Arndts in Bonn ist eine Schöpfung des großen Nürnberger Bild- hauer.

Erinnerungen an Pommern

Aus Fritz Reuters Lebensabend

Von Prof. Dr. Wilhelm Greiner

ehrentvoll ich den Antrag des Herrn Afinger erachte.“ Afinger kam und verlebte die September- und Oktobertage im Hause Reuter. Schon zu Weihnachten 1869 konnte der Dichter seinem Freunde in Siedenbollentin einen Abguß der „Reuterbüste“ als Weihnachtsgeschenk durch Afinger übersenden lassen.⁴⁾

Seit 1870 verschlimmerte sich Reuters Magen- und Herzleiden. Blumengrüße aus Potsdam und Briefe trösteten den an Bett und Fahrstuhl gesesselten Dichter. Tühlke sollte ihn nicht wiedersehen. Sein Schmerz über des Freundes Heimgang spricht aus einem Briefe an Lowising. Das Hausbuch in der Reutervilla zu Eisenach kündigt von dem gern gesehenen Gaste aus Potsdam. Der sollte nach Reuters Heimgang noch einen anderen schmerzlichen Verlust beklagen: die Ermordung seines Sohnes, des Afrikaforschers Karl Ludwig Tühlke (geb. 6. 9. 1856 in Eldena, ermordet 1. 12. 1886 in Risimaju in Somaliland). Er war der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern. Schon 1869 wünscht Reuter dem Vater, „daß die Hoffnungen auf den Sohn aufs Schönste realisiert werden mögen“. Es sollte nicht sein. Raun in Afrika angekommen, wurde der junge Gelehrte durch einen Somaliner ermordet.⁵⁾

„Der alte Tühlke“, dessen Name auch in Vorpommern durch Schaffung der Barther Anlagen unvergessen ist, hat viele Ehrungen heimgetragen; doch als schönste Reliquie hütete er die Freundesbriefe aus Reuters Hand, die nachmals für die Reuter- und Tühlke-Logographen besonders wertvoll wurden. Das beweist folgender, bisher unveröffentlichter Brief:⁶⁾

Herrn Hofgardendirektor Tühlke,
Sanssouci bei Potsdam.

Hochgeehrter Herr!

Nachdem Herr Dr. Wilbrandt seine Reuterbiographie vollendet, hat er mich ersucht, die ihm von allen Seiten zugegangenen Briefe mit seinem herzlichsten Dank den Eigentümern wieder zuzuschicken. Indem ich mich dieses Auftrages, unter Hinzuziehung meines eigenen Dankes, entledige, bemerke ich, daß von sämtlichen eingegangenen Briefen treue Abschriften zurückbehalten wurden, um dieselben, soweit sie nicht schon für die Biographie benutzt worden, demnächst anderweitig in einer zur weiteren Charakteristik des Dichters geeigneten Weise zu verwenden.

Ergebenst

D. C. Hinstorff.

⁴⁾ Sie wird heute im Petersischen Hause von Ernst Peters, dem noch lebenden Sohne Fritz Peters', aufbewahrt.

⁵⁾ Karl Ludwig Tühlke schrieb: „Die Erwerbung des Kilima Ndscharo-Gebietes“.

⁶⁾ Urschrift fand der Verfasser im Ratsarchiv zu Neubrandenburg, nicht zu verwechseln mit der „Reutersammlung“ im Palais zu Neubrandenburg.

In Eisenach besteht noch heute der sogenannte „Dienstagsverein“, eine Gesellschaft hochangesehener Bürger, zumeist Gelehrte, die alle Monate sich einmal versammeln und geistig belebte Geselligkeit pflegen. Jedes Mitglied ist verpflichtet, einmal einen Vortrag zu halten. Auch Fritz Reuter gehörte zu diesem Verein und benutzte im Jahre 1867 die Vortragspflichtung dazu, einmal wieder in die schönsten Tage der Jugendzeit zurückzukehren und eine höchst originelle Fußreise nach Rügen zu schildern, die er im Juli 1830 als Pächter Gymnasiast unternommen hatte. Seine Freude an der Schönheit des Landes lebt ebenso herzlich dabei wieder auf wie die Erinnerungen an die originellen Bewohner, und wenn man das abwechselnd von Reuter selbst und Frau Lowising nach Reuters Diktat geschriebene Manuskript in der Hand hat, dann fühlt man ordentlich die glücklichen Stunden mit, in denen er aus der ganzen goldenen Fülle seines Humors und seiner unverwüßlichen Laune sich mit Lowising in längst entschwundene fröhliche Zeiten versetzt hat.

Er entschuldigt sich zunächst, daß er keine wissenschaftliche Abhandlung, wie im Dienstagsverein üblich, bringt, sondern aus seinem zusammengewürfelten Bücherkram daheim einmal nach dem bei ihm sehr bunt marmorierten Buche des Lebens gegriffen habe, das vom lieben Gott selber verfaßt, aber leider vom Teufel gedruckt worden sei. Dann schildert er, wie sein sonst so gestrenger Vater durch die seltene Freude über eine gute Osterzensur des Sohnes eine Sommerferienreise bewilligt und mit drei Friedrichsdors großzügig finanziert habe. Mit sechs Schulfreunden zieht er sogleich nach Schluß, den Ranzen auf dem Rücken und ein dickes Butterbrot in der Hand, los, einen Turnergesang auf den Lippen und im Gänsemarsch in seligster Ferienfreude hinein in die schöne Gotteswelt. Die „alte Burg Clempenow im Tollenser Tal“ wird im aufschimmernden Mondlichte begrüßt und bis nachts um 11 Uhr weitermarschiert nach dem Dorfe Wizow, wo allen eine prächtige und billige Unterkunft beim Pächter Hübbe wurde, denn das ist der Schwager des einen von den lustigen Wandergesellen. In der Nacht freilich passiert schon ein echt Reutersches Wandererlebnis. Er ist mit zwei andern Kameraden und dem langen, bleichen Hauslehrer in einer mondbeleuchteten Kammer untergebracht und erwacht nach kurzem Schlummer von einem Geräusch: der Hauslehrer steht im Hemde wie ein Gespenst mitten im



Karl Otto, Schüler Friß Reuters in Treptow
(Nach einem Pastell Reuters).
Aus „Siebold, Unser Frikung“. Ein Lebensbild Friß Reuters.
Verlag Emil Roth, Sieben

Zimmer und schlägt mit einer zusammengerollten Wandkarte wütend auf unsichtbare Gegner ein, wobei der Spiegel und die Wasserflasche in Trümmer gehen. Ein Mondsüchtiger! — Mit einem kräftigen Anruf ist er zunächst ins Bett zurückgeschleucht, aber kurz danach beizint er wieder herumzugeistern und bedroht diesmal mit erhobenem Stuhle sogar einen schlafenden Kameraden Reuters. Reuter ruft ihn an, und blickschnell schießt der Junge aus den Kisseln empor und fährt das Gespenst, den Finger im Munde, mit einem so gellenden Pfiff an, daß das bleiche Schreckensbild, wie vom Donner gerührt, ins Bett plumpst und nun dauernd Ruhe hält. Friß stellt sich heraus, daß der Pächter sich mit Willen den grausamen Scherz erlaubt hatte, er war aber sehr wenig erbaut, daß bei der Gelegenheit auch ein paar nützliche Gegenstände vernichtet worden waren.

Die sieben Gymnasiasten trennen sich hier, um ganz verschiedene Wege zu gehen, und Friß Reuter wandert ganz allein weiter. In Kirch-Baggendorf kehrt er im Krüge ein und findet dort zwei blutjunge, soeben getraute Wirtzleute, die das bescheidene Wirtzstübchen blicksauber halten und ihm ein frugales Mahl, aus saurer Milch, Brot und Butter bestehend, mit solch glückstrahlenden Gesichtern vorsetzen, daß es

ihm herrlich mundet. Die junge, hübsche Frau nimmt aus verschlossener Lade drei sorgfältig in Seidenpapier gewickelte silberne Löffel, ein Hochzeitsgeschenk, und reicht ihm stolz den einen, nachdem sie selig ihr lachendes Antlitz in der glitzernden Höhlung des Löffels hat abspiegeln lassen. Zwei zerlumpfte Kerle kommen herein, von denen der eine, ein lebhaft schwagender, lustiger Landstraßenritter, sich im Gespräch mit dem langweiligen andern als ein geborener „Sunder“ (d. h. Stralsunder) und Rattenfänger entpuppt; und „jedesmal da, wo ein bescheidener Schriftsteller einen Punkt hätte setzen müssen, setzt er einen Bittern“. Er erzählt die kunterbuntesten Erlebnisse aus dem Rattenfängerleben und kommt plötzlich auf Reuters Heimatstadt Stenlhagen und seine Beziehungen zum dortigen Bürgermeister, Reuters Waters, zu sprechen, der der edelste Menschenfreund in ganz Mecklenburg und Pommern sei, denn er hätte ihm ein höchst anständiges Honorar, d. h. „für jede todige Rott en Gröschchen“ gegeben und für das nächste Jahr noch ein „Duzöhr extra“ versprochen, wenn die Ratten wegblieben. Das „Duzöhr“ hatte er aber vor drei Tagen sich abgeholt und mußte es nun zu Ehren des Herrn Bürgermeisters anstandshalber vertrinken. —

Nachdem Reuter dann „als rosenrote Caroline über das grüne Billardtuch der unabhärbaren Ebene von Schwedisch-Pommern“ weitergerollt ist, hält er in Stralsund einen höchst feierlichen Einzug, denn es ist gerade am 24. Juli der große Erinnerungstag an die Befreiung der norddeutschen Freiheit und des Protestantismus; alle Häuser sind mit Grün umwunden, die Fahnen flattern, und die Mädchen strahlen im schönsten Sonntagssputz. Ein freundlicher Bürger klärt ihn über die Bedeutung des Tages auf, der nie herrlicher gefeiert wurde als heute, denn der preußische Kronprinz als damaliger Gouverneur von Pommern war gerade anwesend und fuhr gegenwärtig mit „Kaptein Dieckelmann“ um den „Dänholm“ herum, wobei „Friß“ die beiden großen Kanonen abschießen sollte. Was es mit diesen beiden bedeutenden „Sündern“ auf sich hatte, sollte Reuter bald erfahren, nachdem er sich auf den Rat des Bürgers im „Kronprinzen von Preußen“ (König von Preußen am Neuen Markt) einquartiert hatte. Der liebenswürdige Wirt, Herr Meind, der zwar etwas „schlecht zugeschnitten, aber gut genäht war“, nahm ihn mit hinab zum Strande, wo bereits eine große Zahl schöner „Sünderinnen“ der Kronprinzlichen Nacht nachschaut. Das interessante Fahrzeug war damals das einzige preußische Kriegsschiff, und Reuter nennt es deshalb „das Ei oder besser den Hahnentritt am Ei, aus dem dereinst die norddeutsche Flotte ausgebrütet werden sollte.“ Die Bemannung bestand nur aus Kapitän Dieckelmann und

„Frik“, der „Steuermann, Bootsmann, Zimmermann, Deckmatros und Leichtmatros, auch Koch, wenn Probiant vorhanden war“, in einer Person darstellte. Zwei „nichtsnuzige Schlingel“ wurden nur bei Anwesenheit allerhöchster Herrschaften zur Verbollständigung mitgenommen und „standen Frikten allenthalben im Wege“. — Ein Bürger, der ganz nahe dabei gestanden hat, gibt nun auf Herrn Meindts Befragen Auskunft über die Begrüßungszeremonien zwischen dem Kronprinzen und Herrn Raptain Dieckelmann. Dieckelmann erkundigt sich zuerst respektvoll nach dem Befinden des würdigen Herrn Vaterz, der Kronprinz richtet einen Gruß von ihm aus, und der König ließe sich nach dem Befinden von „Frik“ erkundigen. Dieckelmann meint: „Danke, Königliche Hoheit, es passabelt ja noch, um den Dänholm herum kann ich ihm das Steuer ja noch anvertrauen, aber weiter jo nich, er hat alle Peilungen vergessen.“ Dann führt Dieckelmann den hohen Gast am Strand entlang und zeigt ihm sein Haus mit seinen drei Töchtern auf dem Balkon, „un de Kronprinz hadd de Ihr, sei tau grüßen“. Der staunende Bürgermann ist ganz stolz auf diese glänzenden Leistungen des Herrn Dieckelmann und glaubt bestimmt: „De ward noch wat.“ In der Tat soll Dieckelmann den roten Adlerorden bekommen haben und zum Major befördert worden sein (Gaederh: Frik Reuterkalender 1907 S. 98, wo der Vortrag das einzige Mal abgedruckt wurde).

Im Gasthose des freundlichen Herrn Meindt setzt sich ein sehr impo'anter junger Herr, der sich als der „wirklich königlich preußische Student, Herr Hergetius“ aus Greifswald entpuppt, herablassend an Reuters Tisch, der über diese Ehre für einen armseligen Schulfuchs so glücklich ist, daß er für sie beide eine ganze Flasche Wein bestellt. Der liebenswürdige Herr will sogar am andern Morgen auf die Reise nach Rügen mitgehen, aber Herr Meindt kennt den saubern Herrn, das liederlichste Bürschchen in ganz Stralsund, und verhindert es ganz energisch, daß Reuter als „ordentlich Dellern Rind“ mit dem verkommenen Menschen reist. Er erscheint zwar früh, als Reuter eben das Fährboot betreten hat, und sucht ihn um zehn Taler anzupumpen, ermäßigt sogar allmählich sein Anliegen bis auf einen Taler, aber der Bootsmann „plattcht mit der breiten Seite seines Ruders aufs Wasser, daß dem saubern Herrn die salzige Sauce über die Schminke floß, und stößt mit dem Ausruf: Snurrer! Swinegel! vom Lande.“ Der erbärmliche Kerl besucht acht Tage danach Reuters Vater in Stavenhagen, bringt Grüße und Nachrichten vom Sohn, läßt sich gut bewirten und erschwindelt sich beim Abschied doch noch die zehn Taler, die er angeblich dem jungen Reuter vorgestreckt hätte.



Reuters Freunde in Treptow

1. Oberamtman Schönemark, Tessin, 2. Hilgendorf, Kl. Tegleben
3. Dr. Dolle, Treptow, 4. Reibel, Treptow, 5. Justizrat Schroeder, Treptow,
6. Rittmeister Blümke, Mühlenhagen, 7. Oberförster Träbert, Goldsch,
8. Oberamtman Wüstenberg, Burow, 9. Dr. Adam, Treptow,
10. Oberamtman Berlin, Klempenow, 11. Pastor Pieper, Gr. Tegleben,
12. Heilmann, Schöffow.

Aus „Siebold, Unser Frising“. Ein Lebensbild Frik Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen.

Die Wanderung auf Rügen beginnt er nun nach dem von seinem Lehrer Gesellius entworfenen Reiseplan auf der landschaftlich weniger schönen Westseite, um die Eindrücke bis Arkona hinauf in immer sich steigendem Maße zu genießen. Er kommt über Ralow nach Gingst, wo er bei dem Apotheker einkehrt, der zugleich eine Gastwirtschaft betreibt und ihn am Abend, — es war ein schöner Sonntag — zum Pastor Picht mitnimmt. Dieser kann sich die großzügigste Gastfreundschaft leisten, denn er gehört zu den „Biersürsten“, den Inhabern der vier reichsten Pfarren im Norden von Rügen. Eine Tochter des Pfarrherrn, die die Gäste mit Gesang und Spiel trefflich unterhält, sollte Reuter später bei seinem Aufenthalt im Bade Laubbach am Rhein als Gattin des Regierungspräsidenten von Pommern-Esche in Koblenz wiedertreffen.

Bevor er die Vieregger Fähr bestiegt, um sich nach der Halbinsel Wittow übersetzen zu lassen, lockt ihn ein steiler Hügel als herrlicher Aussichtspunkt an, und begeistert sieht er das liebliche Ländchen, vom sonnbegeglänzten Meer umgürtet, vor sich liegen, und läßt die Blicke auch nach Hiddensee, dem „säuten Länneken“, hinüberschweifen, das die einheimischen Fischer und Seeleute mit so inniger Liebe umfassen, wenn auch nur ein einziger Rosenstrauch auf

der öden Düne wächst. Er ist so übergücklich und selig im Anblick der Landschaft im rosigen Morgenschimmer, daß hier sein erstes Gedicht entsteht. Er bedauert tief, daß sie es ihm in der Berliner Hausvogtei bei seiner Verhaftung ent-rissen haben, denn wenn es auch ein wenig überschwänglich war, — „die Ueberschwänglich-keiten der Jugend säkeln einen im Alter an wie der Westwind im Novembermond“.

Am selben Abend noch kommt er bis Ar-kona, wo er von den Resten der uralten Burg-wälle nicht allzusehr begeistert ist, aber doch nach sinnender Rast beim Rauschen des Mee-res befriedigt zum Leuchtturm zurückkehrt, in dem er Quartier bestellt hat. Auch hier wird die Nachtruhe noch einmal rauh unterbrochen, da der Leuchtturmwärter für neu angekommene Gäste das Ober- oder Unterbett fordert. Erst auf freundlichen Zuspruch der liebenswürdigen Wanderer trennt er sich seufzend von dem Un-terbett und verbringt die Nacht schlecht und recht auf den Brettern des Gestells. — — —

Für den Anfang dieser prächtigen Fuß-reise durch Pommern scheint Reuter das Ge-dächtnis ein wenig verlassen zu haben, denn er schreibt, daß die sieben Schulkameraden, die den ersten Tag zusammen wanderten, sogleich nach Schluß um vier Uhr abmarschiert und bei einbrechender Nacht in Clempenow ge-wesen seien. Da Reuter damals in Parchim auf dem Gymnasium war, ist das ganz unmög-lich. Die Aufklärung bringt ein Brief Reuters an seinen Vater vom 12. Juli 1830, in dem er um die Erlaubnis zu dieser Reise bittet und ihm schreibt, daß er zuerst nach Hause, nach Stavenhagen, kommen und von hier die Reise antreten werde. —

Was Reuter nach der furchtbaren Fe-stungszeit auf pommerschem Boden bei der le-benslangen herzinnigen Freundschaft mit Fritz Peters erlebte, das hat er ja selbst in unnach-ahmlicher Meisterschaft in seine Werke ein-fließen lassen und daraus Ewigkeitswerte für das ganze deutsche Volk geschaffen. Ueber seine Beziehungen zu Peters und seinen Aufent-halt in Treptow an der Tollense wird an ande-rer Stelle in diesem Heft die Rede sein. Das Eisenacher Reuterhaus bewahrt noch zahlreiche Erinnerungen an schöne und trübe Tage aus jenen Zeiten auf. Es seien hier nur einige ge-nannt, die gerade pommersche Besucher seines schönen Heims am Fuße der Wartburg inter-essieren werden: die von Reuter selbst gemal-ten Bilder der Kinder seines Treptower Haus-wirts Floß und seines bedeutendsten Trepto-wer Schülers Karl Otto, der so aufschlußreiche Erinnerungen an seinen berühmten Lehrer hin-terlassen hat, verschiedene Treptower Stadt-ansichten aus Reuters Zeit, einige Exemplare des „Unterhaltungsblattes für beide Mecklen-burg und Pommern“, durch das er sich vergeb-

lich eine sichere Existenz zu gründen suchte, ein prächtiges Album mit Handzeichnungen des Generalmajors Rausch zu der noch in Treptow erschienenen „Reis' nah Beligen“ und Bilder des ganzen Treptower Freundeskreises. Von Reuters Hand sind die Namen aller seiner Treptower Freunde beigeschrieben: Oberamt-mann Schönemark = Tessin, Hilgendorf = Klein-Teckleben, Dr. Dolle = Treptow, Keibel = Treptow, Justizrat Schroeder = Treptow, Rittmeister Blümcke = Mühlenjagen, Oberförster Träbert = Golchen, Oberamtmann Wüstenberg = Buröw, Dr. Adam = Treptow, Heidemann = Schlossow, Oberamtmann Ber.in = Rempenow, Pastor Pie-per = Groß = Teckleben. Von manchem dieser Freunde besitzt das Reuterhaus auch noch Briefe, von Hilgendorf und Gemah'in konnten jüngst erst zwei prächtige Silhouetten erwor-ben werden. Bilder von Fritz Peters und seinen Familienangehörigen sind ebenfalls zu finden, und an Reuters Schreibtisch steht noch am alten Platze in ihrem Ständer eine lange Pfeife, die ihm Fritz Peters mit seinem Namen auf dem Deckel geschenkt hat.

In der gegenwärtig im Reuterhause zu-sammengebrachten Gedächtnisausstellung im Jahre der 125. Wiederkehr von Reuters Ge-burtstag sind zahlreiche Handschriften und Handzeichnungen des Dichters, Briefe (wie der berühmte Briefwechsel mit Bismarck), sowie Urkunden, vornehmlich aus der Zeit der Ver-haftung, zu finden. Auch Unbekanntes und Un-gedrucktes, besonders unter den Gedichten, ist dabei. Manches davon ist auf pommerschem Boden entstanden, und ich kann mir nicht ver-fagen, hier ein ganz selten gedrucktes Ge-dicht bekannt zu machen, an dessen Ende Frau Lowising geschrieben hat: „Produkt einer Schmerzensnacht in den ersten Jahren unserer Ehe“. Reuter selbst hat mit Bleistift, offen-bar später, darüber geschrieben: „Treptow“. Ein erschütternder Einblick in die furchtbare Lage des Dichters vor dem plötzlichen Aufstieg seines Sternes durch die „Läuschen un Rimels“ geht uns in diesen Versen auf, die gerade des-halb, weil sie nicht die letzte Feile bekommen haben und nicht für die Veröffentlichung be-stimmt waren, unmittelbar als ein Schmerzens-schrei des gequälten Mannes wirken:

Ich habe nicht Fürsten und Kön'gen gedient,
Ich war mein eigener König,
Und hab' ich auch vieles auf Erden geschafft,
Für's Ende schafft' ich mir wenig.

Nun klopft an die Thür eine bleiche Gestalt:
„Herein, du alter Geselle!
Ich hab' dich schon einmal im Kerker gekannt,
Komm, Hunger, komm, setz' dich zur Stelle.“

Beiß ein, beiß ein mit dem wilden Zahn
Und hilf mir die Mahlzeit verzehren,
Du hast es ja vordem schon öfters getan,
Komm', bring' mir mein Schwarzbrot zu Ehren.“

Und er setzt sich ran an den nackten Tisch,
Und da draußen, da klopf't's wie Gespenster:
„Herein, herein, du Winterfrost,
Herein, du Sturm an dem Fenster.“

Ich habe Euch beide auf öder Heid'
Am Meeresrande getroffen,
Ihr findet lust'ge Gesellschaft heut,
Die Türen stehen Euch offen.“

Sie treten ein, sie setzen sich,
Die beiden herben Burschen,
Der Wintersturm, der schüttelt mich,
Vor Frost die Zähne gnurken.

Da tritt mit lahmem, leisem Fuß
Ein Weib, das ich nicht kannte,
Zur Tür herein: „Einen schönen Gruß,
Ich bin der Dreien Tante.“

Ich bin die Seuche, bin die Pest,
Ich bin die alte Krankheit,
Was ich gepackt, das halt ich fest

Und nestelt sich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, mehr' sich, wer sich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.“

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Sand,
Was willst du mit mir haben?“
Es glüht ein gift'ger Höllewind
Mir durch Gehirn und Atern.

Der Hunger, Wintersturm und Frost,
Die halten mich zurücke:
„Gesellen helfst! Gesellen reißt
Sie runter vom Genicke!“

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbst Hunger, Sturm und Frost wird stumm,
Sie saugt an meinem Herzen. —

Da wird es hell in dem Gemach,
Da zittern leise Schimmer,
Da wird zum hellen Gotteslag
Das enge, dumpfe Zimmer.

Solche Stunden hat Reuter auch auf pommerischem Boden erlebt, und man kann daraus ermessen, welche Ueberwindungskraft sein unbezwinglicher Humor besaß und aus welchen Schmerzen bisweilen seine scheinbar so launig-heitern Gaben geboren wurden. Den Glauben an die Menschen hat er nie verloren, in unermüdllicher Güte umfaßte er sie alle, die ihm nahe traten; die Menschen glücklich zu machen — das sagte er noch auf dem Totenbette — war das Streben seines Lebens, weil er aus eigenem Leide wußte, wie nötig das für alle war. So hat er auch in Pommern an Leid und Freud seiner Mitbürge herzlichsten Anteil genommen bis in die kleinsten Vorgänge des bürgerlichen Lebens hinein, und der Anfang eines kleinen mit Bleistift auf die Rückseite eines Treptower Briefes vom Jahre 1852 geschriebenen Gedichtentwurfs soll zum Beweise

dessen in Reuters gewohntem, fröhlich-liebenswürdigem Tone diese Zeilen beschließen:

Ihr Bürger Treptows habt fürwahr
Böhl gar nicht dran gedacht,
Was dieses letztverfloß'ne Jahr
Euch Schönes hat gebracht?
'n neuen Turm, 'n neues Tor
Und einen neuen Senator,
'n neuen Lampendämmerchein
Und einen neuen Gesangverein.
Nun fragt die ganze Christenheit,
Wie glücklich ihr Treptusen seid!

Fritz Reuters zweite Rügenreise*)

Von Ludwig Karnag

„Ach wer mit di künn wannern,
Ach, wer mit di künn teihn,
Von einen Art tau 'n annern . . .“

Un wat sei sich vörnahmen un wo sei all
de Wochen von räd't, ja, wat sei sich int
enzelte lang' all utmalt hadden — Wising am
mihrtsten — dat wier nu waraftige Wirklichkeit
worden: Sörre giste n nahmiddag wieren sei
up — Rügen, de gröfste un schönste Insel von
ganz Dütschland. Dat Dampschipp hadd ehr
von Anklam in eine Tour furts nah Crampas-
Safnik henbröcht. Denn nah Rügen reisen
un nah Crampas=Safnik reisen, 't wier äben
doch ein= un datsüdwig.

Sei wieren ehre fiew: uter Reuters wieren
ok de beiden „Bollentiner“ un de Brambörger
„Musikkompohsitöhr“ noch mit. Wieren tau-
samen 'ne sihr fidele Reis'gesellschaft, de de
Lüd', mit de sei up dat Schipp tausamenführt
wieren, all Spaf nauk makt hadd mit ehren
däg'ten Mund mäfelbörgsch=vörpommersch Platt.

„Fritz, du — Fritz! Steh nun auch auf,
Fritz!“

Hei wier noch wied weg.

„Fritz Peters hat schon zweimal geklopft,
und ich bin schon fertig zum Abmarschieren —
mit Stiefeln und Sporen.“

„Fritz Peters? — Dei hett gaud räden,
so 'n Klutenpedder is dat ok gewennt.“

Hei rew' sich den lekten Glap ut de Dgen.

*) Volle dreißig Jahre sollte es dauern, bis Reuter nach seiner ersten Rügenreise, die er 1830 als Barchimer Gymnasiast unternahm, und die in dem vorhergehenden Aufsatz dieses Heftes geschildert geworden ist, zum zweitenmal nach Rügen kam. Im August 1860 besuchte er von Neubrandenburg aus mit seiner Luise und treuen Freunden das schöne Eiland, wo er als Schüler geschwärmt und sein erstes Gedicht gemacht hatte. Von dieser Rügenreise erzählt Ludwig Karnag im 21. Kapitel seines Romans „Ut siene Brambörger Lied“ (Verlag Friedrich Bahn, Schwerin i. Meckl. 1934), das wir hier zum Abdruck bringen. Eine Besprechung des Romans finden unsere Leser am Schlusse des Heftes.

„Na, denn helpt dat nich . . . Is Schon-
dorfing dor haben of all von sienem Wiem ras?“
„Weiß nicht!“

*
'ne lütt Stun'n dornah hadden sei de
beiden Dörper, de binah inenanner oewerzahn
deden, ahn dat einer dat marken künn, achter
sick un wieren äben in dat Stubnizholt kamen,
dat grote Holt twischen Sahniz un Stubben-
kammer. De Gastwirt, bi den sei de Nacht lo-
jiert hadden, hadd utdrücklich sezgt, dit wier
dat grötste un schönste Holt up de ganze Insel.
„Und dieser Weg, meine Herrschaften, durch
diesem Walde ist das Schönste von ganz
Rügen, und was einen ganz berühmten Paster
aus Berlin gewäsen sein soll — Schleuderdorf
oder Schleuermann oder Sch'eiermacher, ja,
so hätt' er auch gehießen! —, der hätt es in
die szwanziger Jahren all zu meinen sel Vater
ceseg', die'er Uerwaldweg nach Stubbenkammer
ist die schönste Partie von 'n ganzen Deutschen
Bund.“

„Un dor hett Schleiermacher recht in,“ säd'
Frits Peiters und lachte sick, „dit Holt hett
würklich narends sienezzlieken. Ich taum we-
nigsten wüßt kein ein, un ich kenn so einige
Hölter in dat Land. So väl Bäumen up einen
Hümpel gißt dat süß nich. Süßst jug' Bro-
dasch- un Nemerowsch-Holt tausamen kümmt
hier nich mit.“

Sei wieren rechtich an dat steidel Uewer
kamen. Ganz dichting ran.

„Prächtig — großartig! Seht doch mal!“
repen de beiden Fruzeng, de twintig Schritt
vörupgingen, un bleben stahn. „O — nein!
— nein! — Diese Aussicht!“

De drei Mannsklüd' kemen all nah, un
nu stünnen sei all hief dor un wunnerten, wo
't moeglich, wo 't einmal moeglich wier, un
freugten sick.

Un wat sei seggen, dat wier denn doch of
würklich noch de Wiertigkeit:

Dor leg' dat ganz unverwohrs miteins
vör ehr, dat blage, dat ewige Meer! Un nicks
nich as Water, nicks nich as Wulken! Un leg'
so rauhig dor un so vull deipen Fräden as en
slapen Kind, un dat Kind siene gliemäßigen
Atentoez' können sei dütklich von unnen von
den Strand heruphören.

As 'n Speigel wier de Ostsee . . . Dewerst
up den Speigel wieren hier un dor en poor
swarte Brümmers follen. — Ob dat de Fischer-
fahns wieren, up de vör drüddhalw Stun'n
de Crampasser Fischers utführt wieren?

„Ach, diese Tiefe! Huh!“ rep Madam
Keutern un wull ehre Fründin von de Kant
trüggrieten.

„Lat man, Wising! Mi deiht dat nir. —
Dewer dor! Rief — dor! De Krietwand!“

„Großartig! Und zwischen den weißen
Felsen und Wänden das junge Buchengrün

und oben die stahlblauen Wolken . . . O, du
schöne, schöne Welt!“

Un as Wising so wier, fat'te sei hastig
ehre Fründin um un küßte sei mid'den up den
Mund, as wier dat dei Toll, den einer betahlen
müßt, ihre hei in desen lachen Paradieszorn
wiedergahn dörf.

Ehr Mann sez' dat, un, as sei sick schenie-
ren wull, nickköppte hei ehr blot tau: so wier't
recht, un so müßt dat sin!

Un wieder güng de Weg. Up un dal un
ümmer wedder up un dal . . . Hendorch dörch
deipe Sluchten un heroewer oewer de välen
brusen Bären un denn wedder up den negsten
Uewer. Dewerst dat Bäumenholt oewer ehr dat
säfelte ehr bi all de Hitt stets un stännig grä-
nen Schatten tau. Un wenn de Barzen eins
glupsch anstiegen wulken, denn winkte ehr tau
rechter Sied wedde: mit käuhle Hand dat Water
tau: „Ach so, ji sied dat, ji Landrotten! — Na,
denn man ümmer bäter bi!“

So vergüng Stun'n um Stun'n. Zweimal
hadden sei sick of all Rauh günt. Dat letzte
Mal dunn hadd dat Frühstück gäben von dat,
wat sei ut Crampas mitbröcht hadden.

„So, un nu de lezt halw Stun'n!“ rep
Peiters, de all en poormal in sienem Läben
dese schönen Wäg' wannert wier.

Wedder wieder . . .

De Weg steg' mitmal noch eins an. De
Wannersklüd' klopp'te dat Hart. Nich blot von
dat Stiegen, ne, gliet mühten sei doch —

Nu noch eins so'n Törn nah haben . . .

Stubbenkammer! Sei wieren dor.

Un wat sei ierst of noch pust'ten (blot
Schondörp nich; dei künn dat all noch gaud
af!), sei vergeten't furts wedder; denn wat
sei seggen, dat wier so grot un herrlich, so oewer
alle Maten schön, ja, fierlich:

Stubbenkammer! — De höchste Felsen,
de grötste Krietfelsen up de ganze Felseninsel.
De schönste dortau . . .

Rein ein künn vör Andacht ein Wurd rute-
frieggen. Wieren sei äben int Allerheiligste in-
träden?

Dor vör nu de „Königsstuhl“, in de ganze
wiede Welt bekannt, ja, un so bannig hoch! Un
180 Ellen jo woll?

Piel wüssen dese ganzen 180 Ellen ut dat
Meer herut bet hier haben hen. Un allens ein
Kriet — hier un dor, half up'n Kopp, 'ne lütte
grüne Bäum dormang. Denn wedder grote
Bäumenwrieten un Boomwörteln. Allens weust
un wild dörchennanner. — En grotoriges Bild!

Nu güngen sei de poor Schritten oewer
den smallen Weg nah den Königsstauhl rup,
rundum de hölkern Bewehrung. Wising wier
de einzigst, de sick nich dorhen trugen ded', bet
Keuter ehr nahhal'en ded'.

„Dit wier ja woll noch schöner, Wising, in
Rügen wäst un nich up 'n Königsstauhl stahn

hebben! Dor is gor 'ne Bänk, du . . . So, un wenn s' di nu nahsten in Bramborg dornah fragen, Ottlie Siemerlingen, Guste Bölling, Wieszing Brücknern un all de annern, denn so kannst du doch dorvewer nahseggen, wie?"

„Ja, un von hierut fall jo dunn Korl de Zwölft de grote Seeslacht mang de Sweden un de Dänen wohrschugt hebben, heit dat,“ let Peiters sich vernähmen.

De Dichter un sien Fru keken sich in desen Ogenblick an. Sei dachten jedwerein datfülwige: Korl XII.? — Korl Duhß — so wier jo eins Reutern sien Schäuler- und Studentennam' wäst.

Noch lang' bleben de fiew up de stolte Hög' bestahn un keken un keken ümmer wedder. Un sezen nu unnen de Minschen, de äben de Damper ut Saffnik bröcht hadd; nich gröt'er wieren dei jo woll as luter dreijöhrlig Rinner. Un dat Schipp künn of nich völ gröt'er sin as en lütten smallbackigen Kahn. Un dor wieren doch äben de välen Minschen utstügen?

Dunn sünn Friß Reuter as de ierst den Weg taurügg nah Welt un Alldag:

„Rinnings, Rinnings! Wat heff'ck för'n Döst! Nu oewersten mal ierst eins hen nah den Kraug dor un denn ollig Raffig! För mi allein de grötst Kan'n. Wising, hörst?“

Dor wieren sei denn of furts all mit bi.

Un de grötst Kan'n de kreg' hei dunn of, un wenn 't of nümz utspröck, sei freugten sich doch all vier oewer sienen groten Raffigdöst.

„Ja, meine Herrschaften,“ meld'te sich nahst Hannes-Hannes, „ich möch'e mir den Vorschlag erlauben, daß wir allmählich an den Rückweg denken — eine Reihe von Stunden, Reihe von Stunden —“

„Aber erst doch noch nach dem Herthasee, Onkel Gute!“ bed' Marieken Peiters.

„Versteht sich!“ antwurt'te dei.

*

Dat wier dor haben vör dat Gasthus wields bannig vull worden; denn de välen lütten Gäst, de ierst mit den Damper ankamen wieren, wieren nu unner völ Pusten un Stoehnen un Tappen de Slangenwäg' hochklaspert un bet haben of all dorbi tau de richtige Grött ranwuffen.

Dunn flüng von den Weg nah den Herthasee her midden ut dat Holt herut so'nen frischen, hellen Gesang:

D Täler weit, o Höhen,
D schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Undächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Sauft die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Un völ von de Lüd' vör dat Gasthus hortien hen nah dat schöne Lied un nah de vulle, de klöre Frugensstimme, de ümmer wieder weggüng:

Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Noch denn un wenn 'n Ton ut wieder Fiern: „Ich habe treu gelesen —“ — — — noch einmal 'n bäting luder, as sich dat mit den



Friz Peters-Thalberg

Aus „Siebold, Unser Frising“. Ein Lebensbild Friz Reuters.
Verlag Emil Roth, Sieben

hogen Ton wedderhalen bed' —: „— mich Einsamen erheben“ — — —

Dat anner weihte de Seewind utenanner.

Reuter wier so glücklich achter sien Wising hergahn. Wo lang', wo lang' hadd sei oewerall nich mihr sungen! Un hei wüzt dat nu — ganz säker wüzt heit't — sei wier nu af von de ollen Gedanken — sei hadd wunnen.

Wecker will't em verdenken, dat hei sienen Herrgott in alle Still ut vullen, heiteren Harten jikt äben dorför danken müßt?

Hannes Schondörp oewerst de güng achter an, mit de Stimmgabel in de Hand, un, as Wising utfungen hadd, kloppte hei sich mit de Stimmgabel up dat spike Knei, höll de klingen Gabel an den Tån un rep — ganz selig rep heit't un trippelte hastig nah siene Ort dorbi herüm —: „Glockenrein, Madam Reuter, glöckenrein!“

Us de fief des Abends wedder in Gram-
pas ankamen deden, drömte oewer de Boom-
kronen dat letzte Spieken Abendrod. — Sei
stünnen all tau glieker Tied still un lekten dor-
nah hen . . .

*

„'n Breif för mi? — Dei kann blot ut
Rostock sin von Korl R.äpelin.“

„Ja, aus Rostock!“

„Hört mal all tau!“ rep de Dichter mit-
eins ganz lud. „Hier steiht“:

„Die Leu'e haben sich um die Billetts für
den gestrigen Reuter-Abend förmlich gerissen.
Die 600 Billetts waren schon seit vier Tagen
völlig ausverkauft. Gerne gäbe ich hierorts
bald einen weiteren Reuter-Abend, aber Se-
nator Bland hat mir für die nächsten beiden
Monate hier das Handwerk gelegt mit der
Begründung, daß sonst kein Mensch mehr ins
Theater ginge. . . . Andere Woche Lübeck,
Schwerin und Güstrow . . .“

Hei höll an; sei ret em den Breif snart
ut de Hand un les' wieder vor:

„Nur noch ein solch Buch wie das letzte,
und Fritz Reuter ist ein berühmter Mann!“

„Bravo! Bravo!“ repen Peiters und
Schondörp.

„Blot noch ein?“ frög Reuter dorgegen.
„Zwei schrief ich sowieso noch: De Festungstid'
un denn nahst mien grötst: Ut mine Stromtid'.“

„Wo hast du den Titel plödtlich her,
Friszing?“ frög' Wising ganz upgerägt.

„Ja — midden up'n Königstauhl, dunn
wier hei mitmal dor!“

Zeitgenossen Reuters, die noch am Leben sind

von Willi Finger

Immer seltener werden diejenigen, die man
noch recht eigentlich als „Zeitgenossen“
Reuters nennen und bezeichnen darf. Ist der
Dichter doch mehr als ein Menschenalter tot.
Gerade in den letzten Jahren haben viele, mit
denen er Umgang pflegte, von uns gehen
müssen nach der kurzen Spanne des Lebens,
von der er in seinem Grabspruch redet.

1917 starb Eleonore Bade in Neubranden-
burg, des Dichters Nichte, bei der er (zu Kleeth
bei Stavenhagen) auf seiner letzten Heimat-
reise verweilte; im gleichen Jahre gingen heim
seine einstigen Dreptower Schüler Geheimrat
Prof. Dr. Richard Schröder, Sohn des edlen
Justizrats Schröder-Dreptow, eine Leuchte der
juristischen Fakultät an der Heidelberger Uni-
versität, und Karl Heyden zu Demmin, vom
Heydenhof aus Golchen (Krs. Demmin) stam-

mend, wo auch Reuters Freund Traebert und
dessen Sohn „Fritz Triddelfitz“ beheimatet
waren. Bald nach dem Kriege starb zu Pitts-
burg in Pennsylvanien Francis (Franz) Rust
aus Demzin bei Malchin, der Bruder der Zwi-
lingschwestern Helene und Wilhelmine Rust,
die Reuter als „Lining“ und „Mining“ in
seiner schönsten Schöpfung, der „Stromtid“,
verewigt hat. Franz Rust (1846—1918) hin-
terließ eine größere Erbschaft, weshalb der
Unionsstaat 1935 in einem nach Stavenhagen
gerichteten Schreiben nach dessen Erben suchte.
„Mining“ selbst, Reuters Freundin (geb. 1. 6.
1837 zu Demzin bei Stavenhagen), geborene
Rust, verw. Binnier, gest. am 4. 7. 1921 zu
Rostock als verw. Frau Voss, bewahrte noch
als 80erin in ihrem Erinnerungsschrein viele
lustige und ernste Episoden aus dem Verkehr
mit Reuter und seiner Luise. Reuter selbst hat
sie als lüttes „Druwäppel“ mit ihrer Schwester
Helene, die schon früher heimging, verewigt.
Im Jahre 1930 gingen zwei Schüler Reuters
von uns. Am Pfingstsonntag des Jahres starb
im 90. Lebensjahre der Glasermeister Carl
Germer zu Dreptow; mehrere Jahre hindurch
war er Hauptmann der Dreptower Schützen-
gilde, die ihn kurz vor dem 1930er Schützen-
fest zu Grabe geleiten mußte. Ihn überlebte
ein anderer Schüler Reuters, Louis Schmidt
(1839—1930), gest. im September 1930 in
Friedland, einst Landwirt im Kreise Demmin,
dann Ratskellerpächter zu Friedland (Mecklen-
burg). Sein von Privatlehrer Fritz Reuter
geschriebenes Zeugnis befindet sich seit 1912
in der Reutersammlung (Palais) zu Neubran-
denburg.

Der letzte Nefte des Dichters, der 88 Jahre
alte Gärtnereibesitzer Ernst Jenning, starb 1932
in Berlin. Ein Sohn desselben, Dr. Jenning,
war Handelshochschullehrer in Auerbach.
Gärtnereibesitzer Ernst Jenning war mehrere
Jahrzehnte hindurch Chefgärtner einer Gräflich
Schaffgottschens Besizung in Schlesien.

Im Herbst 1934 ging Ernst Wolter-
Stavenhagen heim, der noch in seinem väter-
lichen Lokal als Knabe mit dem Dichter Zwie-
sprache hielt und seine stattliche Reutersamm-
lung unter bestimmten Bedingungen der Stadt
Stavenhagen vermachte. (Vgl. die Umschau
dieses Heftes.)

Wer heute noch von den „Zeitgenossen“
Reuters lebt, steht als solcher wie ein ver-
einsamter Baum da und hat ein wahrhaft pa-
triarchalisches Alter erreicht. Solcher aber sind
nur wenige noch unter uns.

Man muß schon 100 Jahre alt sein, um
wie Georg Rehder (geb. 25. Sept. 1836)
auf Reuters Polterabend und Hochzeit getanzt
zu haben; das war am 15./16. Juni 1851 —
lang ist es her. Rehder, zu Dassow geboren,
erlernte in Schwerin und Dassow das ehrfame

Tischlerhandwerk und wurde, da er bei seinem Meister mithalf, Reuters erste Aussteuer fertig zu stellen, von Pastor Runke und dessen Luise zu den Hochzeitsfeierlichkeiten geladen. (Ueber Reuters Hochzeitsfeier vgl. des Verfassers Buch: „Fritz Reuter und Fritz Peters“. Hinstorff, Wismar.) Seit 22 Jahren lebt der alte Rempe im Heiligen Geist-Hospital zu Lübeck, wo ihn Kinder, Enkel und Urenkel an manchem Sonntag umgeben und wo ihn Freunde und Bekannte als „ältesten Mann von Lübeck“ feiern. Un wil he 'n ganz kaptales Gedächtnis hett, ore, as de Meckelbörger seggt, en'n god behöllern Kopp hett, kann he hüt noch allerhand ut sin langes Leben vertellen! Von Frizing Reuter un sin Lowising un vun Ibenak, wo hei as 'n Handwerksmann is west. — Gott, uns' Herrgott segn sin Magen un Apptit of im nigen Johr! Vel Besökers sin dor un be-liften em as 'n Weltwunner. Is dat of 'n Wunner? 100 Johr — Alletwetter!

Dieses patriarchalische Alter zu erreichen, dazu schickt sich eben auch des Dichters einzig noch lebende Nichte on, Ida Reuter, (geb. Silvesternacht 1849/1850), in ihrer Stämhäger Heimat „Iding“ genannt, trotz der 86 Jahre noch geistig und körperlich frisch und alljährlich auf Sommerreisen. Ida ist die Tochter von Reuters 1901 verstorbener Halbschwester Sophie. Bei dieser wohnte „Onkel Reuter“ nach dem Tode seines eigenen Vaters (1845) immer, so oft er nach Stavenhagen kam. Und als er das letzte Mal dort einkehrte (Januar und Februar 1869), mußte Iding den Dichter auf der weiteren, letztmaligen Heimatreise begleiten. Eine Schilderung derselben, durch Mecklenburg und Vorpommern führend, hat der Verfasser — auf Grund einer mündlichen Darstellung Idas — in seinem schon genannten Buche gegeben.

Ida Reuter ist nicht nur die ideale Hüterin Reuterscher Dichtungsschätze, sie verwaltet auch manch teures Erinnerungsstück aus Reuters Leben, und mancherlei Urschriften, Handschriften und Briefe des Dichters befinden sich unter ihren Reuterschätzen. Da dürfte es fruchtbringend sein, Ida Reuter einmal zu besuchen, dachte ich vor einigen Jahren — doch mit dem festen Vorsatz ging's die Treppe hinauf, sie nicht gleich wie eine Zitrone auszuquetschen.

Ich klopfte an — Ida Reuter öffnet. Nach gegenseitiger Vorstellung ist ihre erste Frage: „Sind Sie Reuterbiograph?“

„Nein, ich bin's nicht.“ „Dann bitte!“ Damit hatte ich bei der recht rüstigen Matrone gewonnen und konnte weiterhin aus dem Schatz ihres Gedächtnisses reiche Erinnerungen an Reuters Erdenzeit vernehmen. Als „Onkel Reuter“ das letzte Mal in ihrem mütterlichen Hause war, zählte Ida 19 Lenze — aber jedes Erlebnis der Tage steht noch



Ida Reuter, Stavenhagen (1868),
des Dichters noch lebende Nichte.
Aufn.: W. Finger (bisher un veröffentlicht)

frischlebendig in ihrem Gedächtnis geschrieben. So erzählt sie beispielsweise, der Dichter habe sie in Neubrandenburg bei Kirchenrat Boll als „lütt Käsmad“ vorgestellt, welche Bezeichnung ich in einem seiner Briefe an Fritz Peters bestätigt fand. Reuter schreibt an denselben am 1. 2. 69 von Stavenhagen aus:

„Lieber Fritz,

Heute reise ich mit meiner kleinen Nichte nach Neubrandenburg, morgen bleiben wir dort, und übermorgen erwarten wir Deinen Wagen.

Das Wurm nehme ich mit, weil ich weiß, daß Du und Deine liebe Marie gern Käse-maden leiden könnt . . .“

Ida Reuter erinnert sich der am nächsten Tage angetretenen Heimatfahrt des Dichters noch sehr genau.

Aus der Familie „Fritz Petersens“ lebt heute nur noch eines der 8 Kinder: Ernst Peters, der jüngste Sproßling der Petersschen Ehe (geb. 21. Februar 1861 zu Siedebollentin, Krs. Demmin). Ernst Peters, das Patenkind Fritz Reuters, ist neben Ida Reuter

der einzig noch lebende Mensch, der mit dem Dichter in Briefwechsel stand. Reuter nennt dieses sein Patenkind in der „Stromtid“ — dort marschiert in Kap. 30 die gesamte Nachkommenschaft Fritz Petersens auf — „Lütt Ernsting“; in den Briefen an Fritz Peters spricht er von seinem „Päd“, „Päth“, „Pädel“ oder „Päding“. (Siehe des Verfassers Buch, das die erste vollständige Ausgabe der Briefe Reuters an Peters enthält.) Am 21. 9. 1863 schreibt der Dichter in einem Briefe an den



Ernst Peters, Holsdorf in Mecklenburg Reuters noch lebendes Patenkind, von dem Dichter in der „Stromtid“ (Kap. 30) „Lütt Ernsting“ genannt, in den Briefen Reuters oft erwähnt.

Aufn.: W. Finger (bisher unveröffentlicht)

Siedenbollentiner Freund: „... Sage Deiner Frau, meiner Gebatterin, ich hätte ihrer Lungewurst und ihrem kurzen Kohl eine Art von Ehrentempel gesetzt, und grüße die kleinen Mädchen (Elise und Anna) und die Jungs, und vor allem

mein Patchen, das kleine Weltwunder,

ebenso meine alte, gute Großmama von Deinem F. Reuter.“

Am Jakobitage (25. Juli) 1864 dankt der Dichter für ein Bild, das seinen „Päding“ darstellt: „... Zu dem Portrait von meinem Päding habe ich mich sehr gefreut, obgleich er dasieht, wie ein armer Sünder, der erschossen werden soll und alle Augenblick die Kugel erwartet...“. (Das Bild gilt als verschollen. D. Verf.)

Am 2. Oktober 1864 schließt der Dichter einen Brief an Fritz Peters: „... Grüße alle, meine Frau Gebatterin und meinen Päding an der Spitze!“ Einige Wochen später, am 20. 10. 1864, fragt der Dichter teilnehmend: „... Wie ist es, trägt mein Päth schon Hosen? — Nicht? Nun, es ist auch besser, auch reinlicher.“

Als „Lütt Ernsting“ die ersten Hosen anhat, wird er aufmerksam auf seinen Patenonkel, und als er mit der Eltern Hilfe ein erstes Briefchen zu schreiben vermag, sendet er dem Dichter erstmalige Glückwünsche zum Geburtstag: im Ratsarchiv der Stadt Neubrandenburg liest man die Urschrift dieses kindlichen Glückwunsches, der schätzungsweise aus dem Jahre 1869 oder 1870 stammt. Auf säuberlich beschnittenem gelbem Zettel steht da von Ernst Peters' Hand:

Ich grüße Dich und
wünsche Dir Glück
zum Geburtstage.

Ernst Peters.

Ernst Peters hat noch das Weihnachtsfest 1868 — im Alter von 8 Jahren — im Beisein des Dichters zu Siedenbollentin miterlebt und bekannte dem Verfasser gegenüber, daß sich die Julklapp- und Weihnachtsfeiern in seinem Vaterhause so abspielten, wie der „Stromtid“-Gestalter sie in seinem Meisterwerk geschildert habe. — Ernst Peters wurde Landwirt und Forstmann; er verwaltet das von seinem (1897 verstorbenen) Vater ererbte Peterssche Familienarchiv, das reich an Reuterandenken ist. (Vgl. darüber Näheres in des Verf. schon genanntem Buche „Reuter und Peters.“)

Auch einer anderen, heute noch lebenden Person begegnete ich in Reuters Briefen. Wie oft zeichnete der Dichter zu Thalberg „Lising“, das ist Elise Peters, die älteste Tochter des Siedenbollentiners. Wie oft nennt er sie in seinen Anfängerdichtungen und Briefen; auch in der „Stromtid“, Kap. 30, hat er sie literarisch verewigt. Elise Peters (1844—1875) verheiratete sich mit dem Landwirt A. Loeper (1839—1922) und wohnte zu Menzlin bei Anklam (Kreis Greifswald). Der Ehe entsproß eine Tochter. Es ist dies das 1866 geborene Fräulein Liesbet Loeper, heute im Altersheim zu Greifswald lebend. Nach der Geburt Liesbets schreibt der Dichter hocherfreut nach Siedenbollentin: „... Ueber Elisens Glück und Deine (Fritz Peters ist gemeint) Eigenschaft als Großvater haben wir uns sehr gefreut. Ich bin aber doch überzeugt, daß Dir meine verehrte Frau Gebatterin in ihrer Würde als Großmama vollständig Gegenstand leisten wird. Was das wohl für ein interessantes Enkelchen ist, und was das wohl für ein Han-



Frau Luise Reuter in Eisenach
Original im Reuter-Museum in Neubrandenburg.

tieren und Wirken mit Bändern und kleinen, notwendigen Tüchern ist! Dann kommen denn später die gestickten, kleinen Gewänder und Bänder und die verzierten, kleinen gehäkelten Mützen und die Lutschtbeutel und die Kletterbüchsen, und Loeper singt dann dazu, und die Idylle ist fertig . . .“ Wieviel Freude — Mitfreude! — an Elisens Glück spricht aus diesen Zeilen, vielleicht gerade deshalb, weil dem Dichter und seiner „Wising“ ein gleiches Glück nie beschied ward.

Wie Reuter über seine Vergangenheit siegte

Von Prof. Hermann Teuchert

Soll Dichtung uns ganz ergreifen, so darf sie kein leeres Spiel der Einbildung, keine Schöpfung des kühlen Verstandes sein, sondern sie muß erlebt sein. Diesen Erlebnischarakter tragen Reuters Romane „Ut mine Festungstid“, „Ut de Franzosentid“ und „Ut mine Stromtid“ in deutlichem Maße. In und hinter ihrer Handlung steht die lebhaftige Person des Dichters. Sie ist in ihre Geschehnisse verknüpft und hat an ihren leidvollen Wendungen wie an ihrer freundlichen Lösung Anteil. Indem diese Romane aber bedeutsame Zeistoffe entweder unmittelbar darstellen oder doch das Widerspiel wichtiger Geschichtsepochen abgeben, heben sie zugleich die Gestalt des Dichters aus der Sphäre des kleinen Lebens zur Höhe geschichtlicher Bedeutung empor. In ihrer Gesamtheit liefern sie zudem ein ergreifendes Bild des Werdens, welches uns Reuters Dichterpersönlichkeit menschlich nahebringt und in dem ihre unvergängliche Wirkung in sittlicher Hinsicht enthalten ist.

Das Leben hatte Reuter wenige freundliche Lichtblicke geschenkt, als er sich der Schriftstellerei, zunächst ohne inneren Drang, zuwandte. Die goldenen Jünglingsjahre waren im Kerker langsam und schwer lastend dahingeflossen, das Werben um einen Beruf ergebnislos geblieben, das Selbstvertrauen angesichts der bösen Angewöhnung aus der Festungszeit gesunken. Da hatte es das Schicksal gut mit ihm gemeint, indem es ihm die Frau zuführte, welche ihm half, seine Kraft zunächst wieder einmal für eine Aufgabe, die Schulmeisterei, einzusetzen. Als nun der bedeutsame Weckruf erscholl, durch den die plattdeutsche Dichtung recht eigentlich erst ins Leben gerufen wurde, als Reuter durch Klaus Groths „Quickborn“ veranlaßt wurde, seiner natürlichen Begabung für witzige Erzählung

in den „Läuschen un Rimels“ freien Lauf zu lassen, war erst ein Teil seines Wesens an diesen leichten Gebilden der komischen Muse tätig. Diese Lustigkeit überdeckte noch einen bittern Groll, von dem sich der Mann erst befreien mußte, wenn aus ihm der echte Dichter herauswachsen sollte. Was seine Seele bedrückte, ahnen wir, wenn die Herzenstöne aus „Kein Hüfung“ an unser Ohr klingen. Sein Zorn entlädt sich in Satire und Anklage. Inneres Weh leidet den mißhandelten Opfern der Willfür und des Zwanges Gefühl und Entschluß. Zwiespältig steht Reuters Seele am Schluß des Werkes vor unserm Auge: Daniels Treue und Johanns Freiheitsinn ringen noch in ihr.

Mit „Hanne Nüte“ erreicht Reuters Dichterleben die entscheidende Wendung: hatte noch die Handlung dieses Werkes die düstere Stimmung von „Kein Hüfung“ geatmet, so tritt in den Bildern aus dem Kinderleben und aus der Vogelwelt, in den Abschiedsszenen, die später hinzugefügt werden, bereits siegreich der Humor an den Tag, eine Art, das Menschenleben zu sehen, in der sich des Menschen Reuter Versöhnung mit seiner eigenen Vergangenheit offenbart. Jetzt ist Reuter die Bahn zu einem völlig freien dichterischen Schaffen frei, eine Schicksalsfügung, der wir die reine, erhebende Wirkung seiner großen Romane, in denen er Abschnitte aus seinem Leben verarbeitet, verdanken.

Von diesen entscheidenden Jahren 1858 bis 1860 war indessen bereits die dunkelste Periode seines Lebens schriftlich festgehalten worden. In seinem Treptower Unterhaltungsblatt hatte er die Graudenzer Haft in der „Heiteren Episode aus einer traurigen Zeit“ noch befangen in der Bitterkeit der Erinnerung ausgemalt. Zwar reicht ihm schon jetzt sein gesundes Lebensgefühl das Mittel komischer Darstellung, aber in die Höhe des befreienden Humors hebt jene Erlebnisse doch erst die Erweiterung, welche das Werk in der plattdeutschen Gestalt von 1861 erfährt. Der Dichter überbrückt hier den klaffenden Abstand der lustigen Szenen einer hochdeutschen Fassung von der dem Leser bekannten rauhen Wirklichkeit, indem er den komischen Situationen ernste Lagen vorausgehen läßt. Grundloses Lachen kann uns kühl lassen, laute Lustigkeit wohl gar verstimmen, aber wen wir im Unglück bemitleidet haben, dessen Lachen befreit und stimmt uns dankbar. Wie auf Regen Sonnenschein folgt, dem Wechsel der Natur zufolge, so zeigt im Menschenleben der Sieg froher Laune über Ernst und drückende Umstände den gesunden, unbefiegbaren Willen, sich zu behaupten. In diesem Streben offenbart sich eine sittliche Kraft. Unser Wohlgefallen an einer derartigen Entfaltung läßt sich gern leiten und steigern von jener Gefühlshaltung, welche wir Humor nennen.

Mit inniger Teilnahme erfüllt den Leser die Schilderung der großen und kleinen Widerwärtigkeiten, Ingrimme steigt in ihm auf, wenn den Häftlingen rohe Behandlung zuteil wird, aber um so schöner, reiner die Freude an dem unbezwingbaren Lebenswillen derer, die vom Leben abgeschlossen sind. Auch ihre spaßigen Streiche verfehlen nicht, unsere Teilnahme zu erwecken. Jetzt erst vereinigen sich die Gegensätze zu einer wohlthuenden Einheit, wird der Bericht zum künstlerischen Gefüge. Indem Reuter in dieser Weise bewußt den Stoff ordnete, auch Erfindung als künstlerisches Mittel wirken ließ, um Gleichgewicht und Ebenmaß zu erreichen, verfährt er milde mit dem Leser und mit sich. Uns schenkt er das Gefühl, daß das menschliche Gemüt eine unverwüßliche Elastizität besitzt, sich aber löste er aus dem Zwange der „Bäse Erinnerung“.

Bedeutet so die endgültige Niederschrift der „Festungstid“ dem Menschen Reuter den Abschluß des seelischen Ringens mit den finsternen Mächten seiner Vergangenheit, so hat der Dichter in ihr hohe Meisterschaft bewiesen. Gerade der Umstand, daß wir in der Lage sind, eine frühere Fassung mit der endgültigen zu vergleichen, gestattet uns den eindringlichen Blick in die Seele und den Kopf des Dichters.

Zeitlich geht der „Festungstid“ die Abfassung der „Franzoesentid“ voraus. Wir durften aber mit gutem Grunde unsere Betrachtung zuerst jenem Werke zuwenden. Denn die „Franzoesentid“ konnte so, wie sie uns geschenkt ist, als ein köstliches Bild aus der großen Zeit des Befreiungskampfes gegen Napoleon nur geschrieben werden, wenn in dem Dichter die seelische Stimmung herrschte, aus der die Schattenseiten des eigenen Lebens Licht gewinnen sollten. Wenn auch noch nicht begonnen, geplant war die neue Arbeit an dem Stoff der Festungszeit, seitdem mit den neuen Elementen in „Hanne Nüte“ sich der Umschwung seiner seelischen Haltung bemerkbar macht, also seit 1858.

In der „Festungstid“ mischt der Dichter Wirklichkeit mit Erfindung. Anders will sich nämlich in der Welt der Kunst kein Gebilde gestalten. Das gleiche tut er am Stoff der „Franzoesentid“, nur daß die Elemente inniger miteinander verbunden erscheinen, sich Dichtung und Wahrheit nur von scharfspürenden Augen scheiden lassen. Als Kaiser Wilhelm 1878 im Wiesbadener Schauspielhause eine dramatische Bearbeitung von Reuters „Franzoesentid“ sah, rief er aus: „Ja, so ist es damals gewesen!“ Mit dieser Aeußerung eines Augenzeugen ist der Beweis für die Unmittelbarkeit des dichterischen Schaffens gegeben.

Wenig verschlägt dabei die Entdeckung, daß Reuter unbekümmert die Menschen in dem

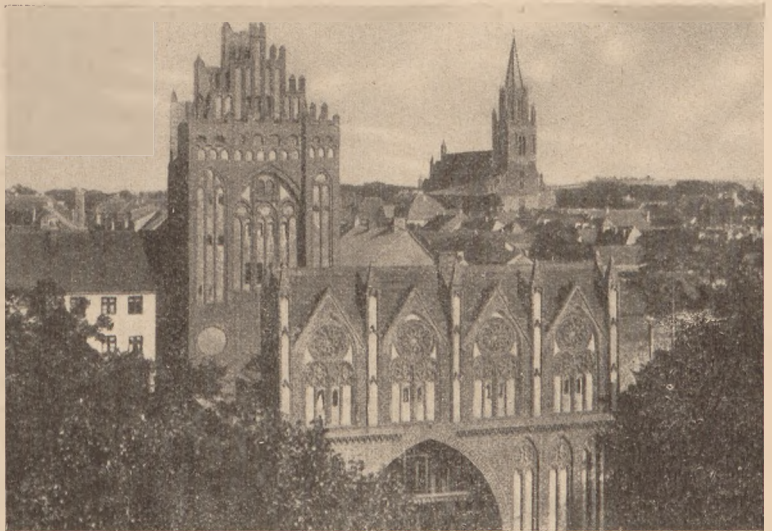
Erinnerungsbilde seiner Knabenjahre in die Handlung setzte, den eigenen Vater, den Ratsherrn Herse, den Amtshauptmann Weber, ja daß er mit der geschichtlichen Wahrheit frei verfuhr, indem die so prächtig geschilderte Mamsell Westphalen gerade nicht in der Franzosenzeit, wohl aber vorher und nachher auf dem Schlosse Dienst getan hat. Minima non curat praetor, Kleine Dinge kümmern den Richter nicht, sagt der Lateiner, und das gilt für den Dichter in noch viel höherem Maße. Ja, selbst die ganze Handlung von dem räuberischen Auftreten der Marodeure, gewiß auch die Trinkszene des Müllers Voh mit deren Anführer, der Transport des betrunkenen Franzosen und die ganze weitere Entwicklung, durch welche der Müller in den Verdacht des Raubmordes gelangt und wodurch die Handlung des Romans eine so bedrohliche Wendung und Zuspitzung erfährt, alles das ist erfunden. Man kennt auch die Aeußerung von Frix Sahlmann, als er den Roman gelesen hatte: „Allens Laegen!“ Nun ja, der respektierliche Herr Landreiter und der Spielgefährte unsers Frix Reuter waren inzwischen weit auseinandergerückt, und das Alter verleugnete manchen frohen Jugendstreich, der in dem Gedächtnis Reuters haftete, oder auch — was kommt viel darauf an, ob aus froher, seliger Jugendzeit ein Zug über die nüchterne Wahrheit hinaus an das Gemälde gefügt wird! — sich nie ereignet haben mochte, wenn er nur an sich glaubhaft ist. Den Dichter leitet das Bestreben zu „verdichten“, Mögliches und Wirkliches zu einem neuen Gebilde voll höherer Wahrheit zusammenzusetzen. Darum durfte er Lücken ausfüllen und aus Einzelzügen ein geschlossenes Ganzes formen, voller Leben, Kraft und Schönheit.

Dieses künstlerische Ziel hat er erreicht. Mag auch der Knecht Friedrich, die Hauptperson der Handlung, in Wirklichkeit dem Hause des Müllers auf der Gielowschen Mühle stets ferngestanden haben, und was sonst noch alles der schürfende Spaten der Forscher aus dem Urgrunde der Dichtung, der Geschichte, aufgedeckt hat in abweichender Gestalt, die vielen wirklichen Einzelheiten wie der Schreibfehler in des Müllers Kontrakt, die Neigung der der französischen Soldaten nach Tabakpfeifen, dann die Personen, welche zur Zeit der Handlung in Stavenhagen gelebt und gewirkt hatten, konnten und mußten mit Elementen der ordnenden Phantasie verbunden werden, durften gruppiert werden um die Gestalt des Knechtes Friedrich Schult, dem des Dichters Dankbarkeit die Hauptrolle zuwies, jenes Knechtes Friedrich Müller — das war der rechte Name — der bei dem Vater Reuter in Dienst gestanden hatte und dessen Erzählungen den begeisterungsfähigen Knaben so oft des Abends in Bann geschlagen hatten.

Auch zur „Franzosenzeit“ hat Reuter eine hochdeutsche Vorstufe geschaffen, freilich mehr eine geschichtliche Skizze; es sind Blandereien unter dem Titel „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, denen noch jegliche Handlung aus der Franzosenzeit abgeht. Des Dichters Feder übte sich lediglich an der Zeichnung der vertrauten Gestalten; schon betrat er zögernd den Weg zur innerlichen Gesundung, den Weg ins sonnige Jugendland. Hier liegt das Leben noch rosig und verheißungsvoll vor dem Auge des frohen Knaben; hierher kehrt der Traum des gescheiterten Mannes gern zurück. Im Anschauen des eigenen Besitzes von früher findet die Seele die Kraft, den Groll zu tilgen und neuen Mut zu schöpfen. Wie die „Festungszeit“ hat auch die „Franzosenzeit“ die Bedeutung einer Selbstbeichte, und es mag wohl kein Zufall sein, daß es den Dichter zu jenen lockenden Bildern hinzog. So verbindet sich der Entschluß, die Epoche der Festungszeit poetisch zu verklären, glücklich mit seiner Hinausschiebung, und so entstand die farbige Geschichte der Jugend vor jenen düsteren Erlebnissen.

Die Höhe des Reuterschen Schaffens bedeutet sein großer Roman „Ut mine Stromtid“. Die Zeit des Suchens, jene Periode des Uebergangs, in der mannigfache Personen in sein Leben traten, um mehr oder weniger Eindrücke in seiner Erinnerung zu hinterlassen, Gestalten des gleichen Berufes oder Figuren liebevoller Beobachtung, jener Lebensabschnitt, der äußerlich gänzlich verloren scheint, jedoch als die Zeit der innerlichen Sammlung anzusehen werden muß, hat den Stoff zur Handlung geliefert. Wie oft bei Reuter entstammt er nicht eigenem Erlebnis — die beiden behandelten Stücke bilden darin eine Ausnahme — und nur zum Teil eigener Erfindung, vielmehr hat literarische Anregung den Grund zur großen Handlung des Romans gelegt. Wieder gestattet uns der Dichter den Blick in seine Werkstätte. Um 1849 ist eine hochdeutsche Stromtid mit Hawermann, seinem mißtrauischen Gutsherrn, dem Diebstahl des Geldpaketes und dem verhängnisvollen Zusammenstoß zwischen Inspektor und Gutsherrn geschrieben worden. Sie reicht bis zu diesem Ereignis, aber der Schluß ist bereits ähnlich dem jetzigen angedeutet. Luise und ihr adliger Verlobter, der Wirtschaftsschüler Triddelfitz, der verschlagene Gutsnachbar Pomuchelskopp treten als handelnde Personen auf. In dieser Gestalt fehlt dem Werke noch die Verknüpfung mit dem Leben des Dichters, nur seinem landwirtschaftlichen Bekannten Trid-

delfitz hat er einen Platz zugewiesen, die übrigen Personen wie auch die Handlung rechlertigen noch nicht die Annahme, daß eigenes Erlebnis geboten werde. Wie anders gestaltet sich das Verhältnis, wenn wir die plattdeutsche Gestalt betrachten. Die Zahl der Personen ist erweitert, der Schauplatz ausgedehnt, und der ganze dritte Teil in Rahnstädt ist neu hinzugekommen. Hier erst begegnet uns Bräsig, ist die Pastorenfamilie und die Rexower Gruppe hinzuge treten, beginnt eine Reihe verbindender Szenen anmutig Ranken und Blumen um die kahlen Pfosten des alten Hauses zu winden,



Das Treptower Tor in Neuenbrandenburg, das schönste der Stadttore des norddeutschen Rothensburg. — Im Hintergrund die Marienkirche. — W. Koch, Aus „Siebold, Unser Frising“. Lebensbild Reuters. Verl. C. Roth, Sieben

zieht Kindesliebe, treue Fürsorge edler Menschen, schleichende Gewinnsucht und köstliche Freundestreue, echt menschliche Eigenschaften in überzeugender Lebensfrische, den Reigen durch jenen strenglinigen Schauplatz des Urstoffes. In diesen Zutaten aber finden wir Reuter selbst wieder. Bräsig besitzt ein gut Teil seines eigenen Wesens. Gerade daß er diese Gestalt mit seiner Treue, seiner Hilfsbereitschaft, seinem unerschütterlichen Glauben an eine sittliche Weltordnung ausstattete, ohne die Verbindung mit den lächerlichen Zügen, die Bräsig in früheren Daseinsformen der Reuterschen Dichtung bereits eizen waren, zu scheuen, zeugt von der seelischen Heiterkeit, die unsern Dichter jetzt erfüllte.

Doch nicht nur Bräsig, auch andere Personen tragen einzelne Wesenszüge des Dichters, und zwar aus den verschiedenen Lebensstadien. Mehr noch aber stammt aus der Beobachtung der Umgebung, in die er während der Uebergangszeit von 1841 bis 1850 gestellt war. Dem Leben abgelauscht sind so viele Einzelheiten, daß es schwer fällt, sie im einzelnen namhaft zu machen. Diesem Verfahren des Dichters

verdankt das Werk den hervorragenden Eindruck der Echtheit. Land und Leute Mecklenburgs sind in einem großen Bilde mit sicheren Strichen gezeichnet und in einem bedeutsamen Zeitabschnitt erfasst. In dem landschaftlichen Rahmen ist ein Weltbild wiedergegeben. Dem gesunden Sinne des mecklenburgischen Volkes entspricht die Richtung des Ganzen: durch organische Entwicklung Aufsteigen der tüchtigen Elemente, entspricht auch die enge Fühlung zwischen Stadt und Land, die den Ruhe suchenden Landmann in die Stadt führt, wie auch in den Zeiten politischer Bewegung die unterdrückten Schichten der Landbevölkerung zu einem Bunde mit den Städten veranlaßt werden. Aber dem gesunden Sinn bodenständiger Bevölkerung liegt Zerstörungslust fern.

Trefflich stimmt dieses Romanbild mit einer vielleicht idealisierten Wirklichkeit überein. Gerade daß Reuter so viel aus dem eigenen Erleben hineinlegte, verlieh ihm für immer das Gepräge der Echtheit. Gewiß stand die Gestalt der Mutter den lieblichen Bildern aus der Welt der Kindererziehung Pate, hat der rechtliche Sinn des Vaters auf manche seiner Personen abgefärbt, ist schließlich der leidenschaftliche demokratische Zug, der ihn in dem Unruhejahre 1848 erfaßte, zu dem milden Grundsatze des Sieges der bürgerlichen Tätigkeit über den heruntergewirtschafteten Adel umgewandelt worden.

Reuters Erlebnisse sind in zwei Romanen mit großen zeitgeschichtlichen Bewegungen verbunden, auch die Festungstid ruht auf dem Boden politisch bedeutsamer Vorgänge. Aus diesem Grunde vermochten Reuters erste Romane auf die Leser, welche sie in einer Zeit politischer Erregung in die Hände bekamen, gleichfalls stark einzuwirken. Darum schlugen die Töne, die in ihnen erklingen, an gleichgespannte Instrumente und führten die Seelen über die unerfreulichen Zustände der Gegenwart zurück in eine heiter-ernste Vergangenheit. Weil die Reuterschen Romane, in denen Strecken seines Lebens verarbeitet sind, den Zug über die engen Grenzen Mecklenburgs haben, konnten sie in ganz Deutschland Freunde gewinnen. In ihnen offenbart sich ein echt-deutscher Charakter. Damit erheben sich gerade diese Romane mit den biographischen Bestandteilen über die Sonderstellung eines Einzelgebietes hinaus und erreichen Anschluß an die Ziele der nationalen Dichtung.

Die Gegenwart kann viel aus diesen drei Romanen Reuters lernen. Der plattdeutschen Dichtung sucht eine gewisse Partei das Recht, das ganze deutsche Wesen zu erfassen, streitig zu machen und ihr die Grenzen der Heimat als eigene zu setzen. Sie gestattet nicht mehr das subjektive Gestalten des dichterischen Stoffes und seine Durchdringung mit persönlichem Er-

leben, sondern wünscht das Zurücktreten des schöpferischen Subjektes hinter der Masse bereits geformten Gemeinschaftsgutes; sie zieht den Typus dem Einmaligen vor. Reuter sollte uns das Irrige und Beschränkte eines solchen Standpunktes lehren. Von ihm sollten wir weiter lernen, daß Mundartdichtung, wenn sie Gemeinschaft und Einzelschicksal verknüpft, ein allgemeines Gepräge annehmen und ein unversales Ziel sich setzen kann. Freilich, das Einmalige, das Persönliche, muß von allgemeinemenschlichem Werte sein, wie bei Reuter. Ein Ringen aus der Tiefe zum Wirken im Licht, ein wunderbares Erziehungswerk an sich wird in Reuters Leben verkörpert; solches Bild wird zum Vorbild, diese Dichtung hat wahrhaft erzieherischen Wert. Reuter bleibt ewig jung: unserer Zeit hat er noch immer etwas zu sagen, weil er als Mensch ein Kämpfer und Sieger war, als Dichter das eigene Herz seinem Volke schenkte.

Onkel Bräsig

von Wilhelm Plog

„Dar kamm en Mann in't Dur,“ seggt Reuter in de „Stromtid“, „en lütten Mann mit en rötlich Gesicht un ne staatsche rode Näs, de hei wat in de Luft höll. Up'n Kopp harr he ne virtimpige Mäh mit 'n Troddel an; äwer ne eigentliche Kalür harr se nich; up 'n Liw harr he en grisen linnen Rittel mit lange Slippen, un sien korten Beinings, de hellschen utwars stünmen un leten, as wiern se in dat lange Babenliw verführt inschrawen, steken in ne blagstripige Drellhos' un lange Steweln mit gele Stulpen.“

So süht he ut, de Entspekter Zacharias Bräsig.

De rode Näs' — — — „Ich hab mich,“ seggt he to Kork Hawermann, „zu's Frühstück un zu's lütten Abendbrot einen kleinen Rummel angewöhnt, und er bekommt mich Gottseidank.“

Mit sien gelen Stulpstewel und den linnen Rittel plakt he äwerall in't Hus, wo't Lewen feste fiert un wo sik't fastlophen und verknütt' hett. Ja, ganz besonnens dor.

„In verlegenen Verhältnissen,“ seggt he, „bin ich immer kurz resolviert.“

Dat is he, Bräsig. He fickt de Irenbahn nich lang na, wenn se em vör de Näs' wegfoort is; he deit wat, um ut de Patsch to kamen. Un wiel dat he sik je vör soveel klöcker höllt as all de annern, föhlt he sik of as de Mann, de annern ut de Patsch to treden,

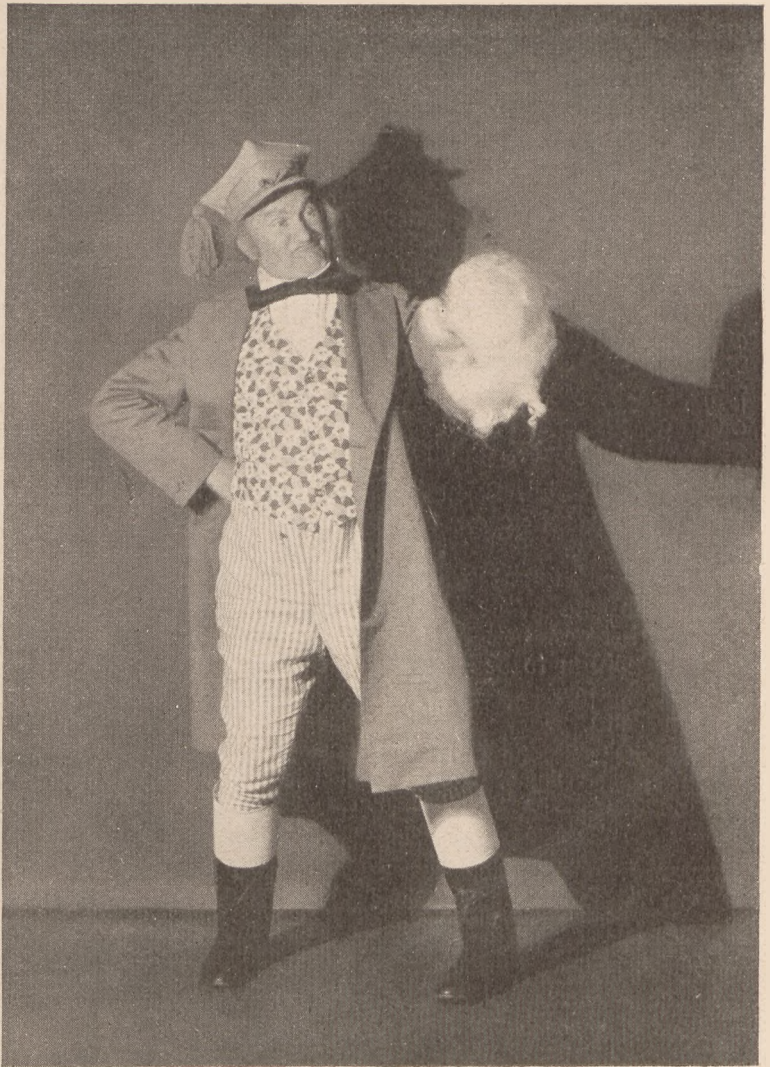
wenn't nödig is. Dat, wat he deit, is woors nich alltied dat recht, un dat kümmt vör, dat se em wat uflacht. Aewer dat is ant Emm' je al wat weert, wenn Minschen, de in de Patsch sitt, an to lachen fangt. Wo sien speelt dat doch ofteens: 'n lüt'en Tied kann't Lewen wedder in de Richt stellen, kann ne Wulk territen, de jüst vördem dat Licht wegnamen hett.

Un dor is he na wussen, Bräsig, Wulken to verjagen. Halb Kind, halb Mann, naiv un plietsch in eens, geit he de Saat an, woher de Wind of weicht, un bringt dat fardig, dat Minschen, de em geistig wied äwer sünd, si vör em bögt, so as vör'n stark Natur ofteens de grötter Geist sik bögen mutt. Un so warrt Bräsig, de von sien „drei Brauten“ keeneen kregen hett un man 'n grisen Genspanner is, de egentlich ümmer bito von't Lewen löppt, to Unkel Bräsig, an den all sik wendt, wenn se in Nood sünd. Em drückt de Tweeschens Mi-ning un Lining Grootmudder Nüßlern ehrn „Sünndagschen Zierrat“, ehr Huw, de se sik 'n bäten upsett' un toschannen maft hewwt, in de Hand, dat he se wedder in Schick bringen schall. Em nimmt Korl Hawermann mit rut, as he, 'n Bracher, mit sien lütt Kind bi Nüß'ern ankümmt un keenen Raad meer weet.

De Reeg künn 'n lang na-gahn: kloor wieft sik dor dat grote Hart un de unbannige Lewens-maud ut, wo Reuter Bräsig mit utrüst hett.

Au hett 'n seggt, Bräsig, dat is Fritz Reuter. Dar kümmt 'n aewer doch nich ganz mit hen. Wenn 'n Dichter so 'n Minschen henstellen kann, denn mutt 'n woors annehmen, dat he von 't Best namen hett, wat he in sik sülm driggt. Von buten kümmt 'n dor nich ran. Aewer Reuter hett dor noch 'n ganze Reeg von Minschen newen stellt, de uns ansprekt, as weern wedder se von sien Bland. Een Dichter is keen so dörsichtig Natur, dor schall 'n sik vör wöhrn, un 't kümmt dor of gornich up an, woveel sien Minschen von em hewwt. Dat seggt 'n je woll of man, em lütter to maken, wiel dat sik 't je nich afstriden lett, dat Bräsig noch hüt ünner uns ümgeit, as harr de Tied em gorniks daan.

Woor is't, dat Reuter, de maal de Gaaw harr, sien Stammoort in't deeppeste Wesen up-tofaten un de dor sülm dull von weer bet an'n



Der Reuter-Vortragsmeister Ernst Hammeier als „Bräsig“

Rand, Bräsig sien Lewen lang bi sik hergahn laten hett. He sülm, de Dichter von düssen meckelbörgschen Entspekter, dücht mi, hett Unkel to em seggt, hett Bräsig in sik fragt, wenn he as Minsch sik fastlopen harr. Dormit kamt wi woll näger an em ran.

Denn so as Reuter wussen is, is of Bräsig wussen, an 'n schönsten seht wi em je doch eerst in de Stromtid. So spaßig of de „Abend-teuer“ sünd, dat bliwvt doch allns 'n bäten butenwärts. Dat Späßige is je man 'n Deel von dat, wat düssen Charakter dat Gewicht güwvt. Dor is noch wat in em, wat nich so buten liggt un wat bi 'n Keerl as Bräsig sik eerst laat un sachen rutschellt.

De Wehmaud grippt uns an 't Hart, wenn he awends up den Felln maal to Korl Hawermann seggt:

„Weißt du woll noch, Korl, ich sagte dunn zu dir, wenn ich mich mal verändern tu, heu-

rate ich von meine „drei Brauten“ keine andre als deine Schwester. Da lachst du noch so gel'bunt und sagtest, sie wär ja noch zu jung. Un nächstens war 's zu laat, da hatte Jung=Jochen um ihr angehalten — aber wenn ich ihr klein Kropzeug von Dirns so seh un mich das denn so nachdenk, daß das eigentlich meine sein müßten, hör, Korl, denn wird mich so zu Mut, as wenn ich Jung=Jochen in de grawe Grund perrn müßt.“

Niks Schöners kann 'n sik denn of denken, as wenn Friß Reuter uns in de Stromtid Bräsig un Fru Nüßlern vorkührt, wenn wi dat spört, wo de ole Burß ehr ümmer in true Leev onhangt un ehr beiden Rinner Mining un Lining dat äwerdriggt un vör jem sorgt.

Den dor bi 't Lesen dat Hart nich upgeit, de hett keen mitfregen un schall von Reuter wegbliwen. Dor seht wi in ganz wunnersame Grunn'; dor kümmt 't, dat Bräsig na un na Korl Hawermann, de je of soveel egen Hart=blaud mitfregen hett von Reuter, trügdrängt un dat he sül'm to de Hauptfigur in de Stromtid warrt, sowied 'n dor von Hauptfiguren snacken kann.

De Knackß, de dörch sien Lewen geit, he föhlt em, Bräsig. Uns weicht maal lies ut sien dwatsch missingsch Red 'n Alten an von de Genksamkeit, de em ümgawt, wenn sik een Arm na 'n annern von sienen Hals löst, um sik den antohangen, de näzer to em hört as Unkel Bräsig. Wi föhlt de Unroh, de em rümdröwt un de em aewerall dar rinplazen lett, wo anner lewt. Denn buten stahn deht he nich; nich eensam, looslöst von de Minschen, kann he lewen, darto hett he dat Leven to leev.

Uns aewer, de wi bi 't Lesen den kolen Tog spört, de ut düssen Riß rupweicht, uns helpt he sül'm dor foorts wedder adwer weg; denn he steit je bi alldat verdüwelt wiß up de Föt, is sül'm nich suerpöttisch un kann 't of nich liden, dat anner dat sünd.

Darüm prow't Reuter an em so geern To-stänn' un Minschennood ut.

Bräsig nimmt Arel von Rambow de Pistol ut de Hand, as de sik dodscheten will. Bräsig plakt in den Rahnstädter Reformverein as 'n Bomb rin un geigt Pomuchelskopp, de mit dat Hart in de Büß sien Brauderleev to 't arme Volk betügt, 'n Text, de jüst nich groot politisch is un of nich geistig, aewer düd'ich, so dat de ganze Reformverein Zacharias Bräsig mit „Heil dir im Siegerkranz“ un Godd weet wat dörch de Stadt bringt.

Do föhlt de ole Burß sik, wenn em of dat swienplietsche Lachen al wedder ünner de gelen buschigen Ogenbranen luert. Denn halw un halw is allns bi em, wat äwer 't eenfache Geföhl rutgeit. So ganz göwt he an sien hoogdütsche Bildung un an sien Klaufheit sül'm nich.

Meistlich giw't em de Pennelslag in sien Blaud den Tack, wo he sik wedder in „Mowemang“ setten mutt. Dorüm verdrückt he sik denn of.

So 'n lütt Stüd von em föllt mi dar grad in.

Us he sienen Fründ Korl Hawermann maal ut Aristophanes vörlest un de em dorbi inslöppt, steit he up, klappt 't Bauk to un stellt sik breet beenig vör Hawermann hen.

Hawermann waft up.

„Schön, Zacharias, sühr schön“, seggt he. Bräsig trecht de Ogenbranen hoog.

„Wo? Du sagst schön un hast slafen?“

Korl Hawermann lacht.

„Nimm mi 't nich äwel, Zacharias, äwer ik verstah keen Wurd, versteihst du det?“

Wokeen is hier nu Reuter? — Bräsig? — Hawermann? — Beid tohoop? — Gendoont schall 't sien, spaßig is äwer, wenn 'n markt, dat Bräsig sik sien Bildung man 'n lütt bäten buten upbact, un wo sik Urger un Lachen in em dat Striden friegt, wenn he dormit rinfällt. Noch heel veel schöner kümmt dat je to 'n Ut-druck bi sienen Dood.

He starwt nich eensam. Fru Nüßlern is bi em, sien Bruut, un of Korl Hawermann, den Reuter em verdächtigt oft to Sied stellt.

„Fru Nüßlern!“ röppt Bräsig in Feuer luud, „legen Sie mich die Hand auf 'n Kopf, ich hab' Ihnen ünner geliebt!“

Sien ol Bruut deit dat. Un 'n Lachen breed't sik äwer sien Gesicht.

Us he Korl Hawermann denn gewoor warrt, sünd sien lezten Wöörd:

„Korl, in dem Stil war ich dich doch über.“

He is tofreden, dat he Korl Hawermann in 'n „Stil“ äwer is, un weet 't ant Enn nich maal, dat he em jüst in dat äwer is, wat mehr bedüdt: in Egenoort, in Lewens=stark Natur.

Twoors mit sienen „Stil“ hett dat wat up sik; in düsse dwatsche, äwerspönsche Reed — ik dörf dat je woll seggen; denn ik bün sül'm ut Meckelbörg — prächt sik 'n Wesenstog ut, de to de Stammoort hört: de Tog, 'n gradwussen Natur mit Annatur uptwplüßtern. Wie drapt em — und nich bloots bi Reuter — in meckelbörgsch Dichtung sünst of noch. Bräsig aewer hett an 'n wiedsten utwürkt. Äwer dat hett doch eerst de ganze Keerl toweeg bröcht, de soveel anner Wesenstög dorio upweist: den praktischen Wirklichkeits-sinn, de sture Fastigkeit, de mit 'n week Hart ünner um de Vörhand ringt, de Freud an gaud Familienlewen un Frunn', dat Godd=vertroon, dat 'n Preester lewen lett, aewer up sienen Snack nich gar to veel giw't, wiel dat 'n Minsch is, de as anner Baukvetenfluten itt un Speck dorio, de Lewenswill

vör alln, de gornich ümtobringen is. Als Bräsig maal mit all sien „Resolviertheit“ nix anfangen kann un 'n Stunnstied in de Stuw stahn hett un gruwelt un keen Woord snackt, is dat eerst, wat he wedder seggt:

„Ich hätt denn nächstens nix dagegen, wenn 's was zu essen geben tät.“

Dat is he denn je woll, Zacharias Bräsig, to den ganz Meckelbörg Unkel seggt, den Düttschland kennt un de mit sien gelen Stulpstewel wider wannert, solang de Dort noch lewt.

Erinnerungen eines Reuter-Rezitatators

Von Ernst Hameister

Sehr oft schon bin ich gefragt worden, wie ich zu Reuter kam, und ich habe darauf gewöhnlich eine knappe Antwort gegeben: die Not hat mich zum Vortragskünstler gemacht! Und doch liegen die wahren Gründe eigentlich noch tiefer, denn früher oder später wäre meine künstlerische Neigung, auch wenn die Zeiten in meiner bisherigen kaufmännischen Laufbahn günstig geblieben wären, doch bestimmt einmal zum Durchbruch gekommen.

Wenn ich an meine Kinderjahre zurückdenke, welche eine unbeschreibliche Freude hatte ich daran, Raspertheater zu spielen! Und noch heute, in meinem Alter von 46 Jahren gehe ich an keiner Rasperbude vorüber und erfreue mich in frohester Stimmung immer wieder an dem drastischen Spiel der Rasperpuppen, welches mir im Alter von etwa sechs Jahren auf dem Bauernhof meiner Eltern im Klücker Winkel in Mecklenburg durch einen alten Onkel zum erstenmal prachtvoll vorgeführt wurde. Meine Begeisterung über das lebendige Spiel der Puppen, trotzdem dieselben aus alten Stoffresten nur lächerlich einfach, aber für Kinderaugen wirkungsvoll „zusammengeschuster.“ waren, kannte keine Grenzen mehr. Mit großer Hingabe, wo ich durch meine Geschwister oder Spielgefährten nur mein „Publikum“ fand, spielte ich Rasper trotz aller Strafen, die ich durch meinen gestrengen Stiefvater, der für diesen „Hunnfleigenfram“ gar kein Verständnis hatte, einheimen mußte. Die Figuren Rasper, Tod und Teufel spielten dabei natürlich eine Hauptrolle, aber entscheidend für meine heutigen Erfolge als Darsteller war schon in frühen Kindheitsjahren die Neigung, Geschehnisse aus dem Alltagsleben, die sich auf unserem Niederklücker Bauernhof oder sonstwo ereigneten, in die Handlung des Puppentheaters in einer lustigen Weise hin-

ezulegen und die einzelnen Personen in ihrer Eigenart sprechen zu lassen. Ich saß u. a. gern in unserer Leutestube und hörte auf die Gespräche der Hofangestellten, und später in meinem Raspertheater mußten dann diese Menschen oder andere für meine Beobachtungen besonders interessante Typen, die bei uns ein- und ausgingen, „herhalten“. So zog ich schon damals einen scharfen Trennungsstrich in der Wiedergabe der einzelnen Figuren, und war es derzeit nur ein harmloses Puppenspiel, so ist dann in meinen Jahren daraus ein Darsteller der Reuterschen Charaktere und Typen geworden.

Wie ich zu Frik Reuter kam.

Ich habe in der Schule, wie bedauerlicherweise die meisten Mecklenburger, von Frik Reuter so gut wie gar keine Kenntnis erhalten. Es wurde uns lediglich gesagt, Frik Reuter sei der größte plattdeutsche Dichter, wir Mecklenburger müßten auf ihn stolz sein, und damit war die Sache abgetan.

Der Reuterrezitator Ludwig Sternberg hatte eines Tages meine Mutter für Reuter begeistert, und sie las dann meinen Geschwister und mir einmal aus „De Reis nah Bellingen“ vor. Ich vergesse diese Freude niemals mehr, und trotzdem ich meine Mutter immer wieder bat, doch noch einmal wieder aus Reuter vorzulesen, so hatte ich damit keinen Erfolg. Meine Mutter war eine kluge und gutherzige Frau, aber die Verhältnisse im Elternhause besonders damals in den für die Landwirtschaft schweren Caprivijahren waren nur ärmlich, und bei ihrer schweren Arbeit in dem großen Haushalt mit acht Kindern hatte man für Vorlesungen oder dergleichen begerlicherweise nur wenig Zeit.

Die Dichtungen Reuters lernte ich erst im Alter von etwa 25 Jahren kennen. Ich war damals Kaufmann in England. In einem deutschen Gasthaus in London wurde ich mit einem späteren Geschäftsfreund bekannt, der mir von einem langwierigen Prozeß erzählte, den er bedauerlicherweise mit seinem besten Kunden, einem in London ansehnlichen Rheinländer, geführt hätte. Er hätte diesen Kunden natürlich verloren, aber ich als Mecklenburger hätte die Möglichkeit, ihm diesen Großabnehmer gegen Zahlung eines für mich damals ganz ansehnlichen Geldbetrages zurückzugewinnen. Dieser Rheinländer sei ein begeisterter Anhänger Frik Reuters, und wenn ich nur Reuter erwähnte, würde ich mutmaßlich sofort seine Freundschaft gewinnen. Ich trat mit dem Mann in Verbindung. Er schimpfte wie ein Rohrspatz, als ich den Namen seines früheren Gegners nannte, worauf ich erwiderte, daß er also demnach mutmaßlich einem „Pomuhelskopp“ in die Hände gefallen sei! Wie von der Sarantel gestochen fuhr er auf: „Woher kennen

Sie Pomuchelskopp, woher kennen Sie Frik Reuter!?" Ich log, daß ich als geborener Mecklenburger doch wohl Frik Reuter kennen müßte! — Sofort lud er mich ein, im Auto mit ihm in seine Wohnung zu fahren, wir wollten uns beide über Reuter unterhalten. Da ich aber von dem Dichter so gut wie nichts kannte, lehnte ich ab, bat ihn aber, mich in etwa acht Tagen erwarren zu wollen. In der Zwischenzeit nun las ich erstmalig in meinem Leben Frik Reuters „Ut mine Stromtid“, und ich bekenne offen, daß ich nur selten im Leben wieder ein Buch gelesen habe, das mich so gefesselt hat wie dieses Werk. — Nun trafen wir wieder zusammen. Der Rheinländer erzählte mir, Reuter sei ihm auf Java nach einer schweren Fiebererkrankung in die Hände gefallen, eine Krankenschwester hätte ihm stillschweigend ein Buch auf den Tisch gelegt: Reuters „Stromtid“. Er hätte darin zunächst langweilig herumgeblättert, sich die Illustrationen angesehen, plattdeutsch konnte er nicht lesen, dann aber las er zufällig eine Episode mit Bräsig und brach in schallendes Gelächter aus. Dann, so sagte er, las ich die ganze „Stromtid“; von Seite zu Seite wurde mir das Lesen der plattdeutschen Sprache leichter, und heute, fuhr er fort, kenne ich fast den ganzen Reuter auswendig. Frik Reuter hätte seinem Leben erst den vollen Inhalt gegeben, und auf seinen Weltreisen seien Reuters Werke stets in seinem Koffer gewesen. — Und mit wieviel Volksgenossen aus allen deutschen Gauen bin ich später zusammengetroffen, die über Reuter ähnlich sprachen wie dieser Rheinländer! Es ist mir damals nicht mehr möglich gewesen, die frühere Verbindung zwischen den beiden Geschäftsleuten wieder herzustellen, denn der Krieg brach aus.

In englischer Gefangenschaft.

Alle englischen Häfen waren unmittelbar nach der deutschen Mobilmachung blockiert, ein Entrinnen war nicht mehr möglich, und so saß ich denn mit etwa 26 000 deutschen Leidensgenossen 4½ Jahre lang hinter dem Stacheldraht. Ein trauriges Kapitel aus meinem Leben, worauf ich an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte. Aber ich habe wenigstens den einzigen Vorteil daraus ziehen können, während dieser Zeit vorwiegend meine künstlerische Ausbildung erhalten zu haben. Auch hier spielte wieder der Zufall eine Rolle.

Um die Gefangenen zu zerstreuen, gestatteten uns die Engländer u. a. auch Theateraufführungen, Vorträge und dergleichen. Der Leiter der Vortragsabteilung trat an mich heran mit der Bitte, als geborener Mecklenburger doch einmal einen Reutervortrag zu halten. Ich hatte unbeschreibliches Lampenfieber, und lediglich meiner mimischen Begabung hatte ich es zu verdanken, daß ich wenigstens einen

leidlichen Erfolg erzielte. Nun wurde ich hier Schauspieler und später Theaterleiter. Ich trat in vielen führenden Rollen als Charakterdarsteller oftmals stark hervor, aber ich faßte diese ganze Betätigung damals doch nur so auf, mir selber und meinen Mitgefangenen über die mit der langjährigen Internierung verbundene seelische Bedrückung einigermaßen tröstend hinwegzuhelfen. Trotz aller Erfolge dachte ich niemals daran, im späteren Leben etwa als Schauspieler mein Brot zu verdienen.

Als der Krieg vorbei war, nahm ich meine kaufmännische Betätigung wieder auf und reiste dann etwa zehn Jahre lang hauptsächlich auf den Landgütern in Mecklenburg umher, bis die wirtschaftliche Lage in der Landwirtschaft vor der Machübernahme so schlecht wurde, daß ich die kostspieligen Reisen einstellen mußte und schließ. ich mit meiner Familie mit schweren wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatte.

Reuterrezitator.

Wenn es einem im freien Berufsleben wirtschaftlich einmal schlecht geht, so stehe ich auf dem Standpunkt, daß man wenigstens den Mut zum Experimentieren aufbringen soll. Ich habe mich in der Hoffnung, daß von den verschiedensten in Angriff genommenen Dingen doch irgendeine Sache einmal günstig einschlagen würde, trotz alles Zuredens und Drängens meiner Frau nicht dazu entschließen können, mein Glück als Reuterinterpret zu versuchen, obgleich es mir nach dem Urteil maßgebender Männer auf diesem Gebiet an Talent und Erfahrung doch gewiß nicht mangelte. Ich kannte noch ganze Abschnitte aus Reuterwerken von der Gefangenschaft her auswendig, eine jahrelange Bühnenerfahrung stand mir ebenfalls zur Seite, aber gerade, weil ich die Materie so gut kannte, fand ich doch nur schwer den Mut, an dieses waghalsige Experiment heranzugehen. Bei passenden Gelegenheiten hatte ich wohl aus „Läuschen und Rimels“ mit starkem Erfolg vorgetragen, aber irgendeinen Abschnitt aus einem großen Prosawerk Frik Reuters packend und künstlerisch einwandfrei vorzutragen, schien mir, berufsmäßig angesehen, ganz besonders vor unserem heutigen anspruchsvollen Publikum fast eine Unmöglichkeit zu sein. — Ich trete nunmehr seit fünf Jahren als Reuterdarsteller auf und habe hunderte von Vorträgen in ganz Deutschland gehalten, allerwärts fand ich begeisterte Zuhörer, aber ich bekenne ehrlich, daß mich die Furcht vor der Darbietung von neuen Vortragsabschnitten auch heute noch nicht verlassen hat, selbst auch nicht bei den dankbarsten Abschnitten aus Reuterwerken. Und ich weiß, daß mich diese Furcht trotz aller Routine niemals verlassen wird. So dankbar es ist, Reuter vorzutragen, so schwierig ist aber auch die Aufgabe, und daraus erklärt sich auch die Tatsache,

daß seit des Dichters Lebzeiten sich nur ganz wenige Reuterinterpreten in Deutschland wirklich durchsetzen konnten.

Stellen wir uns beispielsweise die Aufgabe vor, einen etwa zweistündigen Vortrag vor 600 Zuhörern in Frankfurt am Main zu halten. Unsere süddeutschen Volksgenossen verstehen allgemein kein Plattdeutsch, und doch haben es unsere bedeutendsten Reuterdarsteller bewiesen, daß man gerade auch in Süddeutschland eine sehr starke Begeisterung für Reuter erzielen kann, wo besonders durch die Vortragskunst des 1915 verstorbenen berühmten Reuterdarstellers August Junermann und später auch Ludwig Sternbergs Reuterwerke eine sehr bedeutende Verbreitung gefunden haben. Ich persönlich habe u. a. in Berlin, Dresden, Leipzig, Worms usw. in vollbesetzten Vortragssälen genau dieselben Erfolge erzielt wie in rein plattdeutschen Gegenden, aber ich halte es nicht für möglich, in diesen Gebieten mit einem erst soeben einstudierten Vortragstück Erfolg zu haben. Mit einer Vorlesung, also anhand des Buches, wird man sich in unserer heutigen Zeit mit Reuter allenfalls vor einem kleinen, besonders interessierten Kreise durchsetzen können. Die großen Vortragssäle aber stellen heutzutage weit größere Anforderungen, und aus dieser Erkenntnis heraus bin ich dazu übergegangen, die erzählende Form der Dichtungen Reuters in meinen Vorträgen zum großen Teil dramatisch zu gestalten. Künstlerisch betrachtet, ein gefährliches Unternehmen, aber auf Biegen und Brechen habe ich diesen Schritt gewagt. Meine gründlichen Kenntnisse von Land und Leuten in Mecklenburg, der jahrelange Umgang mit den Volksgenossen der verschiedensten Berufsclassen, nicht zuletzt meine angeborene Neigung befähigten mich, Nachgestalter dieser vorwiegend erdverbundenen Gestalten zu sein.

Wer Reuter kennt, weiß, daß viele Personen, die in seinen Werken vorkommen, in Wirklichkeit gelebt haben, und man wird vielleicht den Einwand erheben, daß ja diese Leute alle längst gestorben seien. Darauf habe ich nur die Antwort zu geben, daß wir in Mecklenburg und Pommern Menschen aus Reuterwerken noch heute allerwärts antreffen können: Möller Voss, Amtshauptmann Weber, Frix



Ernst Hameister als „Pastor“ in „Hanne Nüte“.

Sahlmann, Mamsell Westphalen, Frau Nüßler, Tochen Nüßler, Hawermann usw., und selbst die Bräfige sind noch nicht ausgestorben, ebensowenig wie im Gegensatz zu diesen prachtvollen Menschen die Pomuchelsköpfe, Schlußuhre u. a. nicht so leicht von der Bildfläche verschwinden werden.

Falsche Auffassung über Reuters Schaffen.

Tiefste Wesensverbundenheit mit dem mecklenburgisch-vorpommerschen Volksleben und Liebe zur Heimat sind also unerläßliche Eigenschaften für jeden Vortragskünstler, der sich berufen fühlt, Reuter vorzutragen. Aber wie oft ist dieser große Volksdichter lediglich zum Zweck oberflächlicher Unterhaltung und Volksbelustigung als sogenannter Biertischhumorist und Poffenreißer herabgezogen worden. Seine so lebensecht gezeichneten Figuren sind oftmals in unverantwortlicher Weise zu Harlekinen ge-

stempelt worden. Witze, die gar keine Ähnlichkeit mit der Wesensart des Dichters haben, sollen angeblich von Reuter stammen. Der Held der „Stromtid“, diese unübertreffliche Prachtgestalt in der gesamten deutschen Humordichtung, der Gutsinspektor Zacharias Bräsig, ist leider in vielen Fällen als Witzblattfarikatur verschandelt worden. Dazu folgendes Erlebnis: Ich hatte eine Einladung zu einer Veranstaltung in einer Kleinstadt in Mecklenburg angenommen. Als ich dort abends ankam, selbstverständlich in der Erwartung, Vorträge zu halten, erklärte mir der Leiter dieser Veranstaltung, ich sollte lediglich als „Bräsig“ auftreten, und zwar in Kostüm und Maske, mich unter die Zuhörer begeben und Witze machen, dann mit der Kapelle einen Marsch dirigieren, anschließend die Musiker wegen schlechten Spielens auf den Schwanz bringen und für den Rest des Abends weiter in meiner Rolle als Bräsig Allotria in der für diese Veranstaltung hergerichteten Bauernschänke machen. Der Leiter dieses Festes war erstaunt, daß ich mich als berufsmäßiger Bräsigdarsteller zu dieser von ihm so gut ausgedachten Sache nicht hergeben wollte. Ich habe mich bedankt.

Ist Reuter im deutschen Volk lebendig?

Gestützt auf Beobachtungen und Erfahrungen muß ich diese Frage leider verneinen. Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß die sogenannten intellektuellen Kreise in fast allen Gegenden Deutschlands zumindest einen Teil der Dichtungen Reuters kennen und auch bestimmt schätzen. Die Volksbildungsvereine in zahlreichen Städten des Reiches haben seit Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe Reuterabende veranstaltet, aber in die breiten Volksmassen sind die Dichtungen Reuters bedauerlicherweise nicht eingedrungen, auch nicht in der Heimat des Dichters, in Mecklenburg. Ein

besonders lebhaftes Interesse und gute Kenntnisse über den Dichter habe ich erfreulicherweise in ganz Deutschland innerhalb der Lehrerschaft feststellen können, und es werden im Dritten Reich zweifellos in vielen Schulen Versuche unternommen, Reuter an die Jugend heranzubringen. Damit wäre schon ein großer Schritt vorwärts getan, wie es überhaupt außerordentlich zu begrüßen ist, daß das Plattdeutsche neuerdings auch durch die Behörden sehr gefördert wird, da es zur Pflege des deutschen Volkstums gehört und die Verwurzelung mit der Scholle unterstützt. Eine besonders dankbare und erfreuliche Aufgabe war es für mich, im vorigen Winter etwa 40 Reutervorträge in Mecklenburg zu halten, da die meisten Zuhörer die Dichtungen nur wenig oder überhaupt nicht kannten und nun natürlich eine große Freude an diesen Vorträgen hatten. Leider waren die meisten Vortragsabende verhältnismäßig schlecht besucht, da man für den „längst veralteten“ Dichter nicht viel Interesse zeigen wollte. Das hätte man ja schon alles längst gelesen, und außerdem höre man ja Plattdeutsch alle Tage. Und wenn man von Reuter noch mehr wissen wollte, brauche man ja nur seine Bücher zu lesen, und dazu hätte man wohl immer noch mal die Zeit!

Ich habe keinen Zweifel, daß die nationalsozialistische Regierung die Kenntnis Friß Reuters verbreiten helfen wird, im Gegensatz zu den früheren Machthabern, die sich, mit einigen Ausnahmen, mit Friß Reuter niemals befreundet haben. Wer Friß Reuter kennen und schätzen gelernt und sich mit dem Gedankengut des Dichters voll und ganz vertraut gemacht hat, wird mit seinem Herzblut und seiner Weltanschauung für ihn eintreten. Friß Reuter wird im neuen Deutschland erst zu den verdienten Ehren kommen, die ihm als einem der berufenen Ränder der Wesensart seines Volkes und gottbegnadeten Dichter gebühren.

Kundschau

Das Reuterjahr 1935 / Eine Umschau

Das frischsaftige Lebenswerk Friß Reuters wirkt, obgleich der Dichter über ein Menschenalter tot ist, lebendig auf uns fort. Überall, namentlich in den „Mr-Reuterstädten“, ehrt man den großen Plattdeutschen durch Ausstellungen und Gedenkfeiern aller Art. Nicht nur seine unsterblichen Werke reden zur deutschen Volksgemeinschaft, auch die Male der Erinnerung aus Erz und Stein.

Denksteine und Bauten,

die mit Reuters Namen verknüpft sind, begegnen in deutschen Landen an vielen Orten.

Die Stadt Treptow a. d. Tollense hat im Juni 1935 ihrem ehemaligen Mitbürger und „Turn-

reuter“ auf dem Turnplatz des Klosterberges einen Gedenkstein gesetzt, der die Inschrift trägt:

Dieser Turnplatz

ist unser

Friß Reuter

1850

Der altersgraue Findlingsreder ist am Rande des Reuterturnplatzes auf kleiner Anhöhe aufgestellt und mit gärtnerisch kunstvollem Schmuck umgeben. Um den Gedanken der Steinsetzung haben sich besonders die Treptower Bürger Mittelschullehrer Karl Michaelis und Rechtsanwalt Dr. Remy verdient gemacht. — Der Reuterfreund, der an dem Festtage Treptows die Reuter-Gedenkstätten aufsuchte, konnte — das sei

nur nebenbei bemerkt — die Feststellung machen, daß die Gedenktafel-Inschriften an des Dichters einstigen Wohnhäusern nicht immer den historischen Tatsachen entsprechen; sind sie doch von privater Hand zwar mit Liebe und Verehrung, doch aus unzureichender Kenntnis der Tatsachen angebracht worden.

In dem nahen Neubrandenburg, Reuters Wirkungsstätte seiner Blütezeit, geht eine bekannte Reuterstätte der Umwandlung entgegen: Belvedere! Wer kennt es nicht, das am See gelegene großherzogliche Teehaus vergangener Fürstenherrlichkeit. Als Reuter 1856 nach Rügenbramborg übersiedelte, führte ihn der spätere Freund und Privatgelehrte Ernst Boll in die Geschichte Neubrandenburgs und seiner Landschaft ein. Er lernte das kleine Jutwol kennen und setzte ihm ein literarisches Denkmal im „Dörschlächting“. Dem Künstlerfreund Ludwig Pietsch, dem Besitzer seiner „Stromtid“, legt der Dichter den Besuch dieser Stätte noch besonders ans Herz, als er sich zu einer Studienfahrt durch Mecklenburg und Pommern aufschickt.

Belvedere ist in den letzten Wunden zu einem Ehrenmal der Weltkriegsgefallenen des Kreises Stargard (früheres Mecklenburg-Strelitz) umgeformt. Das edle Säulenwerk ist geblieben, Seiten- und Rückwand sind gefallen, das Deckengewölbe erstrahlt in Sternenpracht, Opferschalen vor dem Säulenbau werden die flammende Lohse aufnehmen, wenn die Heimat der gefallenen Heldeu feierlich gedenkt.

Das Gedächtnis des Dichters wird besonders in Reuterjammungen und -Museen

gepflegt, und auch solche Orte, die bisher keine Reutererinnerungen sammelten, haben mit der Einrichtung von kleinen Reuterjammungen in den letzten Jahren begonnen. Treptow's Stadtväter beschloßen die Anlage einer Reuterjammung und stellten Mittel zu ihrer Ausgestaltung zur Verfügung. Im „Deutschen Haus“ zu Treptow, das Reuters abendliches Trinklokal war und durch seine „Läuschen un Himels“ literaturfähig ward, haben Treptower Reuterfreunde eine Reuterecke — Fritz Reuters Ecke! — mit Beckmannschen Bildern und einem von Witt-Treptow gemalten Reuterporträt geschmückt. — Die Stadt Demmin veranstaltet in der Reuterwoche erstmalig eine eigene Reuterausstellung im Kreisheimatmuseum. Die Reuterjammung im Palais zu Neubrandenburg ist durch einzelne Stücke aus der Hand der noch lebenden Witwe des Reuterforschers K. Th. Gaederß (1855—1912), Frau Anna Gaederß, geb. von Wangerow, bereichert worden; sie stammten aus dem Nachlaß des Forschers und Sammlers. Im Reuterhause zu Eisenach stellte Direktor Prof. Dr. Greiner-Eisenach für die Sommermonate des Jahres eine Urkunden- und Handschriftenjammung aus, die von vielen Wallfahrern zum Thüringer Lande aufgesucht wurde. Mancher kannte die traulichen Räume des Hauses schon von früher her. Diesmal aber trat dem Besucher noch manches Neue und Wertvolle entgegen, denn gerade die letzten Neuerwerbungen waren das Ziel vieler Reuterfreunde. Nach einer Mitteilung Prof. Dr. Greiners an den Verfasser sind namentlich folgende Erinnerungsstücke zu nennen:

Zunächst mehrere Bildnisse aus Reuters Freundeskreis: sehr zierlich gearbeitete Silhouetten des Nikels Herse, der den Knaben auf sonntäglichen Spaziergängen oft nach Jvenat hinausführte. Auch Herse's Gattin ist erstmalig unter diesen Bildern vertreten. Hilgendorf und Frau fehlen nicht. Glashüttendirektor Wetekamp schenkte dem Museum ein Album mit 25 Handzeichnungen zu Reuters humoristischer „Rei' nah Belligen“. Es stammt aus der kunstfertigen Hand des 1888 zu Königsberg verstorbenen Generalmajors Rausch und würde als Bebilderung zu diesem Werke dem Künstler alle Ehre machen. Ferner gehören zu den neuen Schätzen des Museums ein Reuter'sches Glückwunschsreiben mit Gedicht zur Silberhochzeit des Kaufmanns Hagemann-Neubrandenburg und seiner Gattin vom 11. Mai 1857. Aus dem Besitz Eisenacher Familien konnten

ebenfalls mehrere Reutererinnerungsstücke zurückerworben werden: 4 Polsterjessel, die einst in Reuters Salon standen, aber später durch Ankauf in Privathand übergegangen waren, ein Schrank und ein schöner Eisenofen mit Marmorplatte. Durch Rückkauf erwarb das Museum mehrere Stücke Tafelporzellan aus Reuters einstigem Besitz. Ein schönes Eßservice, ein Kaffee- und ein Mokkaservice für je 6 Personen gehören dazu, insgesamt 61 Stück Porzellan, die alle handgemalt sind. Feldblumensträußchen, Insekten und Schmetterlinge grüßen auf den Gegenständen, auf denen einst Reuters und Lovings Augen weilt.

Stavenhagens Reutermuseum, z. B. im Obergeschoß des Rathauses in einem großen Zimmer unter-



Neubrandenburg: Das 1822 von Großherzogin Marie von Mecklenburg, geborenen Prinzessin zu Hessen am Nordufer des Tollensees erbaute Schloßchen „Belvedere“ ist von Prof. Tesenow zum Landesehrenmal für die Gefallenen des Landes Stargard umgestaltet worden.

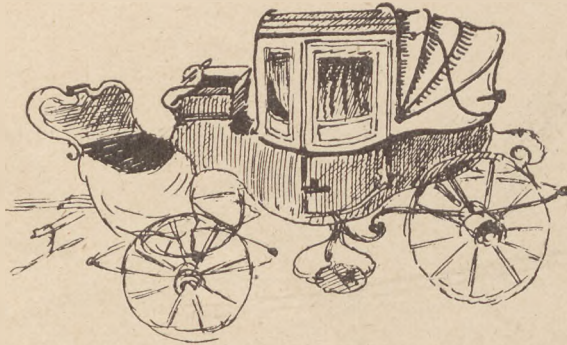
Anf.: Verkehrsverein Neubrandenburg

gebracht, ist zwar nicht die größte Reuterjammung, doch erfreut sie sich jährlich eines guten Besuches. Zudem hat sie Aussicht, in späterer Zeit noch wesentlich vergrößert zu werden: der im Herbst 1934 zu Stavenhagen in den 80ern verstorbene Sohn des durch Reuter literarisch bereinigten Zuckerkonditors Wolter, Ernst Wolter, hat seine im „Kaffee Wolter“ untergebrachte Reuterjammung (Originalbilder und Briefe) dem Mannesstamm seines Geschlechtes vermacht. Für den Fall des Aussterbens soll die Sammlung an die Stadt Stavenhagen fallen, doch nur unter der Bedingung, daß vorher die gesamte Reuterjammung wieder — wie früher schon — im Geburtszimmer des Dichters Platz findet. — Zu den öffentlichen Reuterjammungen kommen noch private Besitzer von Reuterreliquien. Diese Stücke sind zwar nicht jedem zu schauen vergönnt, doch befinden sie sich in bester Hand, und unsere Zeit der Sippen- und Familienforschung tut ein übriges, solche Familien (Reuter, Peters, Hinstorff, Schröder, Wolter, Voß, Pietsch, Wilbrandt, Jühlke u. a.) mit Stolz zu erfüllen über die treu vererbten Reutererinnerungsstücke.

Wichtiger jedoch bleibt Reuters literarisches Vermächtnis, sein Dichternwerk. Dieses der gesamten deutschen Volksgemeinschaft zu erschließen, wurde im Jubiläumsjahre die

Aufgabe der Verleger.

Mehrere von ihnen bereiten billige, wohlfeile Vollsammlungen der längst vergessenen Reuterwerke vor. Die „Mutter“ aller Reuterverlagsanstalten war einst die Hinstorffsche Hofbuchhandlung zu Bismar. Dieser Original-Reuterverlag, seit 1831 bestehend, ist im Jahre 1935 in den Besitz des Hinstorffschen Enkels und damit in die alte Familie zurückgekehrt. Sie wird die Pflege des Plattdeutschen, sowie die Reutertradition, fortführen. Eine Festaussgabe der Reuterischen „Stromtid“ ist dort in Vorbereitung. Als literarisches Werk über Reuter veröffentlicht der alte Verlag eben ein Buch



Willi Bahr: Der Reuterwagen in Thalberg.

über Reuters Beziehungen zu Peters auf Grund des nun erstmalig vollständig herausgegebenen Briefnachlasses. (Siehe die Buchbesprechung in diesem Reuterfest.) Viele angesehene Landeszeitschriften und große Tageszeitungen widmen dem Dichter Gedenkausgaben, so die „Mecklenburgischen Monatshefte“, „Müller Pommerland“, die „Ostdeutschen Monatshefte“ u. a. Bei der Erinnerung der letzten Zeitschrift scheint der Gedanke reizvoll, einmal des Dichters Beziehungen zu Ostdeutschland (Graudenz, Danzig, Königsberg, Bromberg, Posen, Meseritz, Crossen, Breslau u. a. Städten) zu würdigen.

Am schönsten wird Reuters literarisches Werk zum Erlebnis durch

„das Lebende und belebende Wort“, wie Gustav Manz einmal die Vortragskunst treffend charakterisierte. Alte Reuterbarden gehen von uns, neue erstehen als Künster Reuterischer Dichtung.

Das Jahr 1935 hat den Tod Professor Ludwig Sternbergs-Neubrandenburg zu beklagen, der mehr als 4 Jahrzehnte hindurch Reuters Gestalten zum Erlebnis in uns machte. Der von uns Gegangene, der seine und Reuters Kunst bis nach Amerika trug, rüstete gerade zum diesjährigen Reuterjubiläum als seinem letzten Auftreten, als ein plötzlicher Tod ihn aus der Mitte seiner Reuterverehrer riß.

Das Organ des Deutschen Vortragsverbandes umriß die Bedeutung Prof. Sternbergs im April 1935 mit folgenden treffenden Worten: „Professor Ludwig Sternberg ist am 23. Februar in Neubrandenburg entschlafen. Der Deutsche Vortragsverband stand mit vielen Vereinen, denen der Meister der Reuterrezitation unvergessliche Abende schenkte, immer wieder schenken mußte, unter den aufrichtig Trauernden und wußte, daß man da einen gottbegnadeten Künstler begrub, durch den einer der größten deutschen Dichter lebendig blieb in seinem Volk. Und es bleibt ein Dank, der mehr ist als Erinnerung — und der Wunsch, daß einer auf die einsamen Höhen steigen dürfte, wo Ludwig Sternberg stand.“

Sternbergs Erbe übernehmen jüngere Sprecher, von denen vor allem genannt seien der prächtige Menschendarsteller Ernst Hameister-Lübeck, Ludwig Karnag-Neubrandenburg und Fritz Wähne-Stralsund.

Der Rundfunk,

hauptsächlich der Norddeutsche Sender unter der Leitung Dr. Böttchers, brachte Reuters Dichtung vor eine große Gemeinde und hat auch für die bevorstehenden Reuterfeiern ein großzügiges Reuterprogramm durch Dr. Bedmann-Kostock ausarbeiten lassen, das in den Mittelpunkt moderne Hörspiele stellen wird. Aus den Reuterstädten Stavenhagen, Dömitz, Treptow und Neubrandenburg werden Hörberichte vorbereitet, die teilweise auch auf den Reichssender übertragen werden sollen.

So schickt sich alles deutsche Volk an, Reuters 125. Geburtstag würdig und weisevoll zu begehen. Damit reißen sich dem Jahre 1934, das den Reuterfreunden vor allem Ludwig Karnag' Roman „Ut sine Brambörger Tid“ und Siebolds Reuterbiographie brachte, manche Dichterehrungen des Jahres 1935 würdig an.

W. F.

Fritz Reuter als Schulmeister in Treptow a. Toll.

Durch das unselbige Testament des Bürgermeisters Reuter in Stavenhagen war seinem Sohn, dem Landwirt Fritz Reuter in Thalberg bei Treptow, die Möglichkeit genommen, sich eine Landwirtschaft zu erwerben. Sollte er doch erst vier Jahre lang den Beweis absoluter Reife erbringen, bevor er das Kapital von 5000 Talern erhielt, und dies Geld auch nur dann, wenn er unverheiratet blieb.

Sein Freund Fritz Peters, der damals Thalberg gepachtet hatte, erkannte seine geistigen Fähigkeiten und gab ihm den Rat, sich in dem benachbarten Städtchen Treptow a. d. Tollense als Privatlehrer niederzulassen. Justizrat Ludwig Schröder und der Superintendent Eduard Schumacher daselbst unterstützten diesen Plan.

So kam Fritz Reuter Ostern 1850 in Treptow an und mietete bei dem Goldschmied Floss eine Wohnung. Einer seiner ersten Schüler, Karl Behrends, schildert ihn als breitschultrigen Mann, der wirklich sehr studiert aussah, mit goldener Brille auf der Nase und einen starken Stock in der Hand. Bald wußte man, daß er den Sohn des Justizrats Schröder Richard unterrichtete und dessen Schwester Hedwig, und schnell fanden sich noch andere Schüler. Ich nenne hier August Füllkrug, Sohn des Sattlermeisters F., er wurde Pastor, Karl Str., Stiefsohn des Friseurs Ehler, wurde Oberpostkontrollleur, Ferdinand Woff, Sohn von Färber Woff, Helmut Vogel, beide als Stud. jur. gestorben. Dann Gustav Meyer, Sohn des Kaufmanns Meyer, des Urbildes von „Kopmann Kurz“ aus der „Stromtid“. Hermann Schmat und Karl Germer, der erst vor einigen Jahren als Glasermeister starb. Richard Schröder war später Professor der Rechte in Heidelberg. Karl und Hubert Otto und Johannes Tornow, ebenso der Sohn des Superintendenten Schumacher, der als Oberlehrer früh starb, und seine Schwester Anna, Gattin des Musikdirektors Flügel in Breslau, und andre. Reuter lehrte Französisch, Naturwissenschaften, Rechnen, Geographie, Geschichte, Literatur und Zeichnen. Nach einem Jahr vertauschte er seine Wohnung mit der größeren bei Färber Menz, denn er hatte sich inzwischen verheiratet. Seine Schüler saßen an einem langen Tisch, er selbst auf seinem Sofa im bequemen, braunen Hausrock, behaglich die lange Pfeife rauchend. Die Fenster seiner Wohnung waren mit Topfgewächsen dicht besetzt, die er sorgfältig pflegte. Wie bei allen Erwachsenen, so erwarb er sich auch bei seinen Schülern, die er väterlich mit Vornamen nannte, sofort Liebe und Vertrauen durch sein freundliches Wesen, und stets eilten die Schüler mit Freunden die Treppe hinauf zu ihrem Lehrer. Der alte Karl Germer erzählte mir, daß er lieber die Tanzstunde bei Tanzlehrer Pieper verfaßt habe als eine Unterrichtsstunde bei Reuter, denn

obgleich dieser streng im Unterricht war, lag ihm jede Pedanterie fern, und über einen rechten Zungenstreich konnte er seine helle Freude haben. Dabei hatte er besonders im Rechnen und Zeichnen eine wahre Lammesgeduld mit seinen Schülern und ermunterte sie, wenn sie zaghaft und müßlos werden wollten.

Einen Zweig der Pädagogik hat Reuter in Treptow eingeführt: das Turnen. Darüber wird in dem folgenden Aufsatz berichtet. Sechs Jahre (von 1850 bis 1856) flossen so dahin mit ihrem Unterricht im Hause und auf dem Turnplatz. Einige seiner Schüler gingen auf das Gymnasium nach Anklam, andere lernten ein Gewerbe. Jedem gab Reuter beim Abschied gute Lehren mit auf den Weg. Einer starb während der Unterrichtszeit, von ihm fertigte er ein Bild in Kreide an.

Endlich schlug auch für Fritz Reuter die Abschiedsstunde. Im Frühjahr 1856 vertauschte er Treptow a. d. Toll. mit dem größeren Neubrandenburg. Der Versuch, hier den Privatunterricht auch aufzunehmen, scheiterte, und Reuter lebte fortan nur der Schriftstellerei, zu der er in Treptow die Grundlage gelegt hatte, angeregt von Justizrath Schröder, Superintendent Schumacher und nicht zuletzt von seinem besten Freund, Fritz Peters in Thalberg, später Siedenbollentin.
Karl Michaelis.

Fritz Reuter als Begründer des Turnens in Treptow (Toll.)

Reuter war schon in seiner Jugend ein eifriger Turner. Als der vierzigjährige Reuter sich 1850 in Treptow niederließ, um den Schulmeistercock anzuziehen, nachdem er versucht hatte, sich in den eines Juristen und Landwirts hineinzupassen, da tauchte der Gedanke des Turnens wieder vor ihm auf. Anfang April 1850 reichte er dem Magistrat ein sehr ausführliches Gesuch ein, in dem er die Notwendigkeit und den Segen eines Turnplatzes und einer Schwimm-Anstalt begründete und bat, die Leitung des betreffenden Unterrichts ihm zu übertragen. Magistrat und Stadtverordnete zeigten sich seinem Antrage von Anfang an geneigt. Man bewilligte die veranschlagten Kosten von 36 Talern, beschloß, „die benötigten Bauhölzer und Bretter frei aus der Stadtforst anzuweisen“ (ich führe hier die Niederschrift der Stadtverordneten vom 17. 4. 50 an) und bestimmte als Turnplatz die Nordseite des Klosterberges. Reuter sandte dann das folgende Schreiben an die Stadtbehörde, das ich zwischen anderen Stadtakten aus den Jahren fand. Es lautet in seiner zierlichen, sorgfältigen Schrift:

Ein wohlwolliger Magistrat hier selbst hat mich durch den Herrn Bürgermeister Krüger dahin auf-fordern lassen, zu erklären:

„Unter welchen Bedingungen ich gewillt sei, der Einrichtung und Leitung der hier zu begründenden Turn- und Schwimm-Anstalt als Turnwart vorzustehen.“

Darauf habe ich die Ehre zu antworten, daß ich bei der Einrichtung des Turnplatzes, wie auch der Schwimm-Anstalt, durchaus gar keine Bedingung mache, daß ich dieselbe im Interesse einer guten Sache in An-regung gebracht habe und sie auch, sofern es ferner von einer wohlwolligen Behörde gewünscht wird, in ihrer Ausführung mit Rath und That zu Ende zu führen gedenke.

Was die Leitung des Unterrichts während wöchentlicher 4—6 Stunden für jeden Zweig desselben be-trifft, so glaube ich, daß mein Wunsch, einer von mir eingerichteten Anstalt auch ferner vorzustehen, nicht für unbescheiden erachtet werden kann, und beantrage ich bei einer wohlwolligen Behörde, daß mir die Leitung der beiden kombinierten Anstalten auf die Dauer der drei nächstfolgenden Jahre garantiert werde. Ich glaube ferner, daß ich für meine Mühewaltung eine geringe Remuneration von Seiten der am Unter-richt teilnehmenden Knaben beanspruchen könne, und dürfte ein Turngeld für das ganze Sommersemester von 20 Silbergrößen pro Kopf und einer dergleichen für ebensoviel Stunden des Schwimmunterrichts nicht

unbillig erscheinen; wobei ich mich erbieth, allen Knaben unvermögender Eltern, die mir von einer wohlwolligen Behörde als solche bezeichnet werden, unentgeltlich den-selben Unterricht zu erteilen.

Sollte diesen meinen ausgesprochenen Wünschen von Seiten des wohlwolligen Magistrats die Zustimmung werden, so bitte ich, mich zu der unverweilten Einrichtung und den zur Leitung noch vorher erforderlichen Schritten in Anbetracht der schon vorerforderten Jahreszeit zu autorisieren, und meinen Dank für das mir erteilte Vertrauen im Voraus in Empfang zu nehmen.

Eines wohlwolligen Magistrats

ganz gehorsamster

F. Reuter.

Treptow a. T., d. 21ten April 1850.

Magistrat und Stadtverordnete hatten gegen Reuters Vorschläge nichts einzuwenden, nur die drei-jährige Garantie mußte abgelehnt werden, da man dazu der Genehmigung der Regierung bedurft hätte. Der Magistrat beruhigte den Antragsteller auch in diesem Punkte; er erklärte: „Jedoch könne Herr Reuter sich davon überzeugt halten, daß wir — ihn in An-erkennung seiner Verdienste um die Errichtung der Turn-Anstalt derselben so lange als möglich zu erhalten uns sehr angelegen sein lassen werden.“ Frisch ging der neugebackene Turnlehrer ans Werk. Der Turnplatz war bald fertiggestellt; vollkommen war er zwar nicht. Er war — wie der Magistrat am Rand der Reuter-schen Eingabe bemerkte — „der Zugluft sehr aus-gesetzt, nicht groß genug und von zwei Seiten ab-schüssig“. Doch noch bis vor kurzem empfing die Treptower Jugend auf ihm zum größten Teil ihre turnerische Ausbildung. Jetzt ist dort ein Findling mit einer Erinnerungstafel aufgestellt.

Zimmermeister Kriesmann besorgte die Anfertigung der Turngeräte. Zahlreiche Geräte wird „Turnreuter“, den Namen hatte er sich fortan in Treptow verbient, nicht zur Verfügung gehabt haben. Man kann das dar-aus schließen, daß er sich vor allem aufs Wandern und Schwimmen legte. Und darin leistete er mit seiner Schar etwas. Weit führte er seine Jungen (es waren gleich anfangs 48) in der Umgegend umher; nach der Burgruine Landstrov (hin und zurück 30 km) flog er aus mit ihnen, im Stadtholz wurde ein nächtliches Lager bezogen, und stets benutzte er sich bietende Ge-legenheiten, um auf seine Schar erzieherisch einzuwirken. Es mußten z. B. Proben persönlichen Mutes abgelegt werden: Die Jungen mußten einzeln Zettel auf den Gräbern des benachbarten Kirchhofes niederlegen, die andere wiederholten. Sie sollten das Gruseln verkennen. Rosten wurden ausgestellt und Rundschafter in den nächstlichen Wald geschickt, um die Orientierung im Ge-lände zu üben. Natürlich wurde auch gesungen und das Abtochen nicht vergessen. Beim Schwimmen verstand es Reuter, auch die wasserscheuen Ausreißer wieder heranzulocken, eine Tüte voll schöner Birnen tat bei den Jungen immer ihre Dienste. Seine Schüler hingen mit großer Liebe an ihm.

Nach sechs Jahren zog der „Turnreuter“ den Rock des Schulmeisters wieder aus, weil er endlich den fand, der ihm wie angegossen paßte, den des Poeten.

Walter Schmidt-Grube.

Luisa Reuter

Wunderlich waren die Wege, die das Schicksal Reuter führte. Mit hartem Griff zerstörte es ihm die Jugend, knickte den Baum, als er anfangen sollte, Blüten zu treiben. Trostlos lag die Zukunft vor ihm, nachdem er sieben seiner besten Mannesjahre in den dumpfen Kasematten verschiedener Festungen verbracht hatte. Aus den Studien gerissen, dem Leben ent-fremdet, von körperlichem und seelischem Leiden zerquält — so stand er nach der Entlassung aus Dömitz am Scheidewege, und die bange Frage lautete: „Wat nu?“ Glückliche Sterne haben ihm dann geleuchtet. Der

strenge, starkwillige Vater verzweifelte, aber hilfreiche Freunde reicheten ihm die Hand, glaubten an ihn unter allen Enttäuschungen, hielten ihn, obwohl er sich selbst oft genug mag aufgegeben haben. Was wäre aus ihm sonst wohl geworden? Und selbst ihre Fürsorge und Treue hätte nicht so viel vermocht, wenn nicht eine andere Hand ihn emporgezogen hätte, die zarte, liebevolle einer Frau: seiner Luise. Sie ist der hellste Stern seines Lebens gewesen, seine beste, treueste Gefährtin, seine kundigste Leiterin. Sie vor allem hat der deutschen Literatur, dem deutschen Volke diesen Mann geschenkt, der hart daran war, zu verbummeln. Seine Schwäche kannte sie, den Dämon, der ihn trotz redlichster Vorsätze im Kampf mit dem Alkohol von Zeit zu Zeit unterliegen ließ. Allein sie brachte den Mut auf, den vielleicht nur ein liebendes Frauenherz findet, in dem Kampfe Bundesgenossin zu sein. Zielbewußt steuerte sie das Lebensschiff des Mannes mit dem goldenen Kinderherzen. Als der Treptower Freundeskreis eine Gefahr wurde mit den vielfältigen Gelegenheiten zu feuchtfröhlichem Tun, zog sie Frising nach Neubrandenburg. Sie verpflanzte ihn, den echten Sohn seiner mecklenburgischen Heimat, nach Eisenach, weil — es besser für Frising war. Der wußte und die Herrschaft seiner Frau, spöttelte wohl darüber und — ließ sie sich gefallen; denn sie war manchmal notwendig. So haben die beiden zwei Jahrzehnte in glücklichster Ehe gelebt; sieben Jahre hatte er um sie gedient, die Ehe entschädigte ihn überreich für die Wartezeit.

Luise entstammte einer kinderreichen Pastorenfamilie, drei Schwestern und sechs Brüder wuchsen neben ihr auf. In Grevesmühlen, wo der Vater damals Rektor der Stadtschule war, wurde sie am 9. Oktober 1817 geboren. Die Jugend verlebte die Kinder in Roggenstorf, nahe bei Lübeck. Dort wirkte der Vater vierzig Jahre eines gesegneten Lebens. Viel Jugend, viel Leben im Elternhause, erhöht oft durch die Anwesenheit einer quecksilbrigen Tante, der einzigen Schwester der Pastorin: Regine Scharff. In Stadt und Land bekannt, bei Alten und Jungen beliebt, soll sie das Vorbild der Pastorin Regine Behrens in der „Stromtid“ geworden sein. In späteren Jahren zerstreute sich die Kinder-schar, viele der Brüder und eine Schwester Luises wanderten aus, in Amerika und Australien ihr Glück zu suchen. Luise wurde Erzieherin; einige Jahre wirkte sie unter dem Duzend der Kinder des Pastors Augustin in Rittermannshagen. Dort lernte sie Reuter, als er in dem benachbarten Demzin die Landwirtschaft lernte, kennen. Von Ehren-Augustin stammt Bräutigams wunderbare Redensart: „Daß Du die Nase ins Gesicht behälst!“ Luise tat es dem Herzen des damals schon 34-jährigen an. Lockende Pläne tauchten vor ihm auf. Mit dem väterlichen Erbteil wollte er sich als Landwirt selbständig machen, und schon sah er Luise im Geiste wirken am eigenen Herd — da zerstörte des Vaters Testament alle Hoffnungen. Knapp 5000 Taler blieben ihm, und auch diese sollte er erst dann erhalten, wenn er vier Jahre sich des Trunkens enthalten hätte. Im Falle einer Verheiratung sollten sie ihm ganz genommen sein. Enttäuscht, gebrochen gestand er der Erwählten seine Not. Sie ermunterte ihn, erlaubte ihm zu schreiben, weckte neue Hoffnungen in ihm. Groß war sein Glück, als es Anfang Mai 1847 trotz allem zur Verlobung kam. Zmüde Liebesbriefe verstand er zu schreiben, Pläne und neue Ausichten eröffnete er, malte beglückt ihr Bild.

In Treptow, dem kleinen Tollenstädtchen, gelang dann die Gründung einer eigenen Existenz. Als Privatlehrer verdiente er soviel, daß er die Braut am 16. Juni 1851 heimführen konnte. Sparsam wirtschafteten die beiden; außer dem Unterricht betrieb Frising eifrig das Porträtzeichnen. Mancher Taler wurde damit verdient. Im kleinen Garten baute man das Gemüse, und Kochen und Backen hatte Luise bei Frau Peters in Thalberg gelernt. Sie füllte die Wirtschaftskasse mit den Geldern, die sie durch

Klavierunterricht erwarb. Die Abende galten dem poetischen Schaffen. Glückselig kam Frising angepaßt, sobald ihm ein neues Läschen gelungen war. Luise mußte es zuerst hören. Mit wieviel Sorge sie wohl gewartet haben, nachdem die „Läschen un Rimels“ gedruckt waren! 300 Taler hatten sie borgen müssen. Würden die überhaupt wieder einkommen? Und wie glücklich packten und schnürten die die Pakete, die von nah und fern bestellt wurden. Wie mögen sie gejubelt haben, als in wenigen Wochen die erste Auflage versandt war! Denn neue, bessere Ausichten eröffneten sich nun, hinaus aus der Enge kleiner Verhältnisse.

Ein wunderbarer Aufstieg begann, glücklich konnten sie beide ihn genießen. Nur eins fehlte dem Glück, die eigenen Kinder. Dafür wuchsen ihnen die poetischen um so mehr ans Herz, und als der Dichter 1874 starb, da hat es keiner besser verstanden, für ihn und sein Lebenswerk zu wirken als die Frau, die Freud und Leid mit ihm geteilt hat. Auch das soll ihr unvergessen sein. Zwanzig Jahre nach ihm erst ist sie gestorben. Walter Schmidt-Gruse.

Ein Brief von Louise Reuter, geb. Kunze, an Prof. Richard Schröder nach Frig Reuters Tod *)

Lieber Herr Professor

Ihre innigen Trostesworte thaten meinem Herzen so wohl und ich danke Ihnen voll und warm für Ihre Teilnahme an dem größten Verlust meines Lebens! Sie hatten ja meinen geliebten, stündlich heiß zurück-ersehnten Gatten lieb, ich weiß es, und ihm war sein „Richard“ so theuer — das wissen Sie. Er ist sanft entschlafen und ruht in Frieden! Den sollte ich ihm nicht mißgönnen! wenn er mir nur nicht so fehlte, wenn ich nur lernen könnte, daß ich mit seinem heim-gangige meine Lebensaufgabe gelöst und ich ferner Nie-mandem mehr unentbehrlich bin! —

Die Photographien meines Entschlafenen, die des Lebens und des Todes, werden Sie erfreuen, hoffe ich. Freund Peters-Bollentin theilte mir Ihre liebe-volle Anfrage mit, welcher Art für das beabsich-tigte Reuter-Denkmal meinem Wunsche entspräche. Darunter habe ich viel gegrübelt, lieber bester Freund, jetzt aber weiß ich, welcher Ort der geeignetste sein würde. Nicht Stabenhagen, obgleich Geburtsort (1/2 Stunde von der Bahn entfernt und am andern Ende der Welt, wer würde das Denkmal sehen?) — Auch nicht Eisenach, der letzte Aufenthaltsort, der Sterbeort. Hier lasse ich meinem Geliebten ein Grab-denkmal setzen.

Auch nicht Treptow, wo seine Schriftstellerlaufbahn begann. Und auch nicht Neubrandenburg, wo sie sich zur Blüthe entfaltete. Mein Reuter war zwar geb. Mecklenburger und liebte sein engeres Geburtsländchen mit aller Wärme; aber es war keine engherzige Liebe, er war vor Allem ein deutscher Mann, hatte für Deutschland gelebt, gelitten, und wenn sein geliebtes Deutschland ihn durch Errichtung eines Denkmals ehren will, so muß dieses seinen Platz im Herzen Deutschlands haben, allen Deutschen zugänglich. So meine Ansicht, und nun der zu wählende Ort des beabsichtigten Denkmals:

„Jena“ muß es sein!!

Auf Reuters Leben, Schicksal und innere Entwicklung ist sein Aufenthalt in Jena von einem bleibenden ent-scheidenden Einflusse gewesen.

Die academische Jugend Jenas hat Reuter stets als ihrem Vorkämpfer ein liebevolles Andenken be-wahrt, bei seinem „lekten Gange“ sowohl, als früher bei vieler Gelegenheit. Die Tage des Universitäts-Jubiläums blieben ihm in treuester Erinnerung und sein Auge flammte, wo immer nur von Jena die Rede.

Als Ziel unserer ersten Reise von Mecklenburg aus bezeichnete er Jena und schilderte es mir mit so

*) Im Besitze des Obersten a. D. Schröder in Erxleben, eines Sohnes des Briefempfängers.

begeisterten, lichten Farben, die zeigten, was ihm Jena gewesen. In Jena hat er den Traum seiner Jugend, den er so schwer hat büßen müssen, und dessen Verwirklichung ihm den Abend seines Lebens wesentlich erhellt hat, in sich erblühen sehen. Wie unvergeßlich ihm Jena, hat er im „Hanne Rüte“ an „seinem alten Paster“ gezeigt — der Jenerer Student verleugnete sich nicht.

Und Jena, die klassische Universität Deutschlands, die der alten Burschenschaftler wie der jungen, liegt im Herzen Deutschlands — Allen zugänglich. So meine Meinung und mein Wunsch, wenn ich gefragt werde. In diesem Sinne werde ich auch Dr. Siemering in Neubrandenburg antworten müssen, so freundlich er immer meinen Auspruch für Neubrandenburg wünscht. Ich denke auch, daß die Beteiligung für Jena eine bedeutendere sein würde, als zu Gunsten Neubrandenburgs, das bei aller Naturschönheit doch dem allgemeinen Verkehr abgeschlossen.

Mit herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre liebe Frau
Ihre

Louise Reuter geb. Kunze.

Eisenach, Villa Reuter, 28. Sept. 74.

Eine Reuterstätte verschwindet

Im Jahre 1934 beschloß die Großberliner Stadtverwaltung, die Berliner „Stadtvogtei“ aus verkehrstechnischen und stadthygienischen Gründen niederreißen zu lassen. Damit nimmt Berlin Abschied von einem seiner ältesten Gebäude, das Molkenmarkt 1 liegt — oder lag und zu den berühmtesten Häusern Alt-Berlins gehörte. Die Niederreißung ist bereits erfolgt.

Wilhelm Raabe schrieb einst die „Chronik der Sperlingsgasse“; daß auch die Geschichte eines einzelnen Hauses spannend und aufschlußreich sein kann, würde die Berliner Stadtvogtei erweisen. Ihre Geschichte ist lang und — dunkel, wie ihre Räume es einst waren.

In dem alten, massiven Schutdturm haben Tausende durch strenge mittelalterliche Justiz Verurteilte ihr Leben ausgehaucht; hier saß ein Fritz, später Friedrich der Große genannt, die ungnädigen Weisungen seines gestrengen Vaters abwartend. Hier wurde, nach seiner Verhaftung am 31. Oktober 1833, der Student und „Demagoge“ Friedrich Reuter eingeliefert, als er auf der Heimreise von Jena nach Stavenhagen begriffen war. In einer der düsteren, engen und trostlosen Zellen verbrachte der einstige Burschenschaftler 1833 einen Teil seiner „Festungstid“. Aus solcher Haft schreibt er am 2. November 1833 an seinen Vater nach Stavenhagen: „Ich habe alles frei und offen eingestanden, welches mir dann die Hoffnung läßt, daß meine Haft von nicht zu langer Dauer sein wird.“ Er sollte sich getäuscht haben. Sein Jugendtraum von Deutschlands Einheit hätte das junge Haupt fast unter das Beil gebracht. Am 13. 12. desselben Jahres meldet der Arrestant dem Vater: „Wie lange mein Arrest dauert, weiß ich nicht.“ Das enge Blechkastfenster seiner kleinen Zelle ließ nur sehr wenig Licht in den Raum, der nach dem Hofe wies. Die Gefangenen nannten diesen Hof den „Paradieshof“, weil er ihnen das Leben in der dunklen Hölle täglich zum Paradiese machte: Die Häftlinge durften täglich eine Stunde lang unter Aufsicht und Führung eines Polizeibüttels diesen Hof umkreisen — um Gänsemarsch. Fritz Reuter hat seinen Hauptpeiniger beim Verhör, Kriminaldirektor Dambach, oft gezeichnet, und zwar so, wie es ihm die Seele eingab: als Aaskrähe, als schleichenden Fuchs, als teuflischen Mephisto.

Einige Protokolle zum Reuterprozeß hat Karl Theodor Gaedert in seinen „Reuterreliquien“ (Hinstorff, Wismar) veröffentlicht, aber das vollständige Prozeßdrama Fritz Reuters — auf Grund aller vorhandenen Prozeßakten — ist bisher noch nicht geschrieben. Es bietet interessanten Stoff zu einer literarischen oder juristischen Doktorarbeit.



Die Berliner Stadtvogtei, Molkenmarkt 1, wurde abgerissen. Der Pfeil bezeichnet die Reuterische Festungszelle. Auch Friedrich der Große war als Kronprinz hier Gefangener.

Vor einigen Monaten lagen am Molkenmarkt die Journalisten, Photographen und Maler auf der Lauer, um noch ein Bild einzuhaken von dem im Abbruch befindlichen Untersuchungsort Fritz Reuters. Nur eines wird nach der Niederreißung der Stadtvogtei noch von Reuter und seinen Peinigern künden: Die Geschichte, Kapitel: „Im Kampf für Deutschlands Einheit zum Tode verurteilt — doch an den Toren gerüttelt zum 2. und 3. Reich.“

Bis zum Jahre 1881 diente die Stadtvogtei ihren alten Zwecken als Untersuchungsgefängnis — dann wurden ihre Zellen geschlossen. Nur die langen, schmalen und lichtlosen Flure, sowie die Fenstergitter und runden Löcher in den schweren Holztüren erzählten noch von den einstigen Zweckbestimmungen des hohen Hauses. Seit 1903 wurden in der Stadtvogtei Wohnräume eingerichtet, und die unteren Geschosse waren in Werkstätten, Geschäfte und Büroräume umgewandelt worden.

Ein mittelalterliches Stück Idyll und ein literarisch denkwürdiger Ort ist aus Alt-Berlin getilgt — doch die Bedürfnisse moderner Großstädte sind andere geworden und entschieden über das Schicksal verkehrshindernder Bauten und Straßenzüge, weniggleich der am alten Stadtbild hängende Mensch solch Schicksal bedauern möchte.

Willi Finger.

Triddelsitz — Trittelwitz

Der Eigenname „Trittelwitz“ begegnet in Pommern und Mecklenburg als Familienname, Ortsbezeichnung und literarischer Name. Immer ist die Schreibweise verschieden, früher wie heute. Die Formen Trittelwitz, Trittelwitz, Trittelwitz, Triddelsitz und Triddelwitz sind sämtlich beizuhalten und scheinen auf den gleichen Wortursprung hinzudeuten.

Als Familienname begegnet das Wort heute auch in Pommern; so beispielsweise in Swinemünde in der Person des Kaufmanns Louis Trittelwitz.

Der Ortsname Trittelwitz, als Dorfname in Pommern nachzuweisen (Kreis Demmin, unmittelbar an der Peene), wurde noch in diesem Jahrhundert

Trittelwitz und Trittelwitz geschrieben, bis er auf Grund amtlicher Verfügung endgültig als „Trittelwitz“ festgelegt ist. Beurlundet ist der Ortsname erstmalig 1255 als „Triterwitz“. Spätere Schreibungen sind Tritterwitz, Tritterwitz. Dr. F. Lorenz stellte 1931 die slawische Herkunft des Namens fest. Er möchte den Ortsnamen von dem nicht belegbaren Personennamen Tetrevice = Nachkommen des Tetreu, herleiten; dieses ältere Tetrevice könnte von dem nicht beurkundeten slawischen Substantiv tetrew = Unerfahn abgeleitet sein. — Das lexikalische Werk „Genius großes Orts- und Verkehrslexikon für das Deutsche Reich“ (Neufeld & Genius Verlag, Berlin, 1928) führt den Ortsnamen Trittelwitz nur ein einziges Mal, und zwar im Kreise Demmin auf. Auch nach Varianten dieser Schreibung sucht man in diesem Archiv für Ortsnamen vergeblich.

Als literarischer Name ist das Wort „Tribdelfitz“ durch Fritz Reuters Windhund Fritz Tribdelfitz in seiner Hauptschöpfung, der „Stromtid“, weltbekannt geworden. Weshalb hat der Dichter diese Gestalt gerade so „benannt“? Woher hatte er diesen eigenartigen Namen?

Der Volksmund in Vorpommern vertritt häufig die Auffassung, das Dorf Trittelwitz hätte seinen „pußigen“, „windigen“ und „posierlich:n“ Namen nach Reuters eben genannter Charakterfigur erhalten. (Das Urbild des Fritz Tribdelfitz war Fritz Traebert, Sohn des Oberförsters Traebert zu Golschen. Er war — nach Reuters Erzählungen — die typische Jugendercheinung eines Windhundes.) Dessen Sohn lebt noch heute in Neubrandenburg.) Solche volksethymologische Deutung ist nun freilich sehr naiv, wie andererseits auch unzutreffend ist, daß Reuter seinen Tribdelfitz nach dem Dorfe Trittelwitz benannt hat — wenigstens er, der 12 Jahre im Kreise Demmin lebte, den Namen dieses Dorfes gut kannte.

Fritz Reuter aber hat selbst bezeugt, daß er den ihm akustisch und phonetisch zusagenden und Wohlgefallen auslösenden Namen aus einer anderen Quelle geschöpft hat, und zwar bei einem ebenfalls hervorragenden plattdeutschen Dichter und Humoristen, seinem mecklenburgischen Landsmann und Duzfreund John Brindman (1814—1870). Frau Elise Brindman (gest. 15. 11. 1904 zu Güstrow) hat das nach dem Tode ihres Gatten selbst bezeugt. (Vgl. Dr. A. Römer: Hetteres und Weiteres von Fritz Reuter. Berlin 1905.) In einem jetzt als verloren anzusehenden Briefe dankte sich Fritz Reuter bei seinem Freunde Brindman dafür, daß er „den Namen Tribdelfitz und noch Anderes“ habe benutzen dürfen zur literarischen Verwendung in seinen poetischen Schöpfungen. John Brindman erhob keinerlei Einspruch, als er von dieser Freiheit des Dichters schriftlich erfuhr.

Reuters weltbekanntes Wort „Tribdelfitz“ geht sonach auf Brindman zurück, der den Namen bald „Trittelwitz“, bald „Trittelwitz“ schrieb. Nachweislich verwendete der Rostocker Dichter diesen Namen erstmalig in der politisch hochbewegten Zeit der 40er Jahre. An zwei Stellen seiner damals politisierenden Muse begegnen wir dem Namen und der Person „Trittelwitz“:

1. in einem damals anonym erschienenen politischen Gedichte. Darin heißt es:

Mein Nachbar, Herr von Trittelwitz,
Und Schnippel und Konforten —
Die trinken sich aus Wut 'nen Spitz,
Erblicken sie mich dorten — — —

2. In einem anderen Zeitgedicht Brindmans, das wahrscheinlich aus dem Jahre 1847 stammt, ist zu lesen:

Ach, Tildchen, Vetter Trittelwitz,
Und Schnippel und Schnapphagen
Baut einen prächt'gen Herrenstiz.

— O, laß Dir alles sagen . . .

Beide Gedichte sind mit „B“ gezeichnet. Fritz Reuter erfuhr später, gelegentlich eines Besuchs im Brindmanschen Hause zu Güstrow, daß John tatsächlich der Verfasser jener Gedichte gewesen sei.

Daß die beiden Dichtungen der politischen Satyre angehören und auf bestimmte, damals in Mecklenburg politisch bekannte Personen abzielen, sei nur nebenbei gesagt.

Noch an einer anderen Stelle hat John Brindman den Namen literarisch verwendet: im „Mecklenburgischen Landtagsboten“ vom 11. Oktober 1848. (Vgl. Fr. Bachmann im „Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung“, Band 21, Jahrgang 1900, Seite 89.) Der Landtagsbote war ein demokratisch gehaltenes Blatt. In ihm findet sich als Satyre auf die Bestrebungen der konstitutionellen, der damaligen Mittelpartei Mecklenburgs, ein „Entwurf von Statuten des konstitutionellen Vereins zu Goldberg (Mecklenburg)“. Unter den Unterschriften erblickt der Leser an dieser Stelle auch den Namen „von Trittelwitz-Schnippel“. Tatsächlich gab es in Mecklenburg-Strelitz oder Mecklenburg-Schwerin ein Adelsgeschlecht dieses Namens noch nie, auch nicht in Vorpommern. Der Name „von Trittelwitz-Schnippel“ ist also an der angegebenen Stelle des „Mecklenburgischen Landtagsboten“ fingiert. Der Urheber des dort stehenden Namens war John Brindman selbst; er hielt sich zur selben Zeit in dem kleinen Städtchen Goldberg wirklich auf. Wie er zu der Namensform kam, konnte bisher nicht festgestellt werden; doch ist anzunehmen, daß der Rostocker Student Brindman den Namen aus dem Munde eines Kommilitonen hörte, der den Ortsnamen Trittelwitz kannte. Vielleicht war's im frohen Kreise, als man mit dem pußigen Namen sein Spiel trieb. Brindman fand gewiß ein dichterisches Wohlgefallen an dem Namen. Jedensfalls sind keinerlei Beziehungen der beiden plattdeutschen Dichter zu dem vorpommerschen Dorfe „Trittelwitz“ festzustellen.

Fritz Reuter verwendete den Namen Fritz Tribdelfitz nicht zuerst in seinem Hauptwerke („Mit de Stromtiden“ nennt er es während der Entstehungszeit, wie mir die vorliegenden Originalbriefe zeigen), sondern in den hochdenklich geschriebenen „Memoiren eines alten Fliegenstimmels in Briefen an seinen Urentel“, einer Erzählung, die in dem von Reuter herausgegebenen Unterhaltungsblatt (1855/1856) in Treptow a. d. Tollense erschienen. (Vgl. Nachgelassene Schriften Fritz Reuters, 15. Bd., II. Teil, S. 54, herausgegeben von Adolf Wilbrandt.)

Nachdem der Dichter dort die herbstlichen Wege früherer Reisewagen zu schildern beabsichtigt, beginnt er: „Vorwärts! de Wagens sünd all 'ne gaud' Stun'n vorweg!“ Und heraus aus der Krugtür stürzen und stolpern die breitstulptrigen Flausröde und die breitwadigen Stulpenstiefel, und Johann Jungnickel stößt Jochen Junghaus, und Ludwig Hundelputt tritt Fritz Tribdelfitz den einen Anschlußsporen herunter, und Ferdinand Bradenahl ruft Christian Fleischkretern zu: „Rannst Du dat entfahmtigte Klappen (Knallen mit der Peitsche) nit laten, Brauder? min Boß schugt sück (schent sich). — Burr, oh!“ —

„Rup up de Schinnerz!“ ruft Fritz Tribdelfitz, „un Korl Bullerjahn, 'ne Wohl Punsch, wer tanirst nah'n Rempliner Kraug henkäimmt!“ —

10 Jahre später wurde dann der Name der Reuterschen Charakterfigur überall bekannt, wurde doch die „Stromtid“ noch weit mehr gelesen als die früheren Werke Reuters. „Sente“, so schreibt Römer a. a. O. 1905, „findet man den berühmten Namen Tribdelfitz überall in Mecklenburg. Ich sah ihn zuerst in Waren auf einer Lokomotive, die nach dem „Windhund“ getauft war.“ Und heute?

Fritz Reuter gab dem Namen „Tribdelfitz“ für alle Zeiten einen besonderen Inhalt und Charakter durch seine typische Figur, und diese Gestalt ist es recht eigentlich, die den Namen „Tribdelfitz“ zur Weltberühmtheit gemacht hat.

Willi Finger.

„Der schönste Tag im ganze Jahr“

So nennt Keuter den Jakobitag, auch St. Jakobs-tag genannt. Er fällt auf den 25. Juli.

In der vorpommerischen Volkskunde hat dieser Tag seine eigene Wertschätzung und Bedeutung. Mancher Bauer hält diesen Tag für einen Unglückstag: am Jakobitage befreigt man keinen Baum zum Kirschpflücken, kein Dach, keinen Boden; man mühte hinunterstürzen und Schaden leiden. Die bäuerlichen Wetterregeln besagen: Wenn es Jakobi regnet, so fließt das Korn, und wenn es schon unter Dach und Fach ist, so wird es weich, und: Wenn's am Jakobitage regnet, darf der Müller den Rogg verkaufen; regnet's an diesem Tage aber nicht, so muß er nach Wasser schreien!

Geadelt und verherlicht wurde dieser Tag durch unseren Dichter. In seinen Erzählungen und Gedichten, in den Briefen und Unterhaltungen kehrt immer wieder der Gedanke an den Jakobitag.

In seiner „blutigernsten“, sozialen Dichtung „Kein Hüjüng“ bekennet der damals in Neu-Brandenburg anfassige Dichter:

Der schönste Dag im ganze Jahr
Stiggt lising 'ruppe hell un klar;
Jakobitag, wenn Rogg ward meiht,
Wenn Segen up de Feller steiht.
Un jümmeneines Gottesgold
Sik leggt up Wullk un Barg un Holt.

Am diesem schönsten Tage des Jahres waren seine Eltern geboren. Mehrere Jahre hindurch mußte der einstige Burschenschaftler diesen Tag auf preußischen Festungen verbringen (Silberberg, Glogau, Graudenz, Magdeburg, Dömitz). Wer beschreibt sein Herzbluten an solchem Tage! Und doch schreibt der Dichter, ausgeföhnt mit seinem Schicksal, im Juli 1837 von seiner Festungszelle aus an den Vater nach Stavenhagen: „Wir haben hier an Deinem Geburtstage (die Mutter war i. J. 1826 verstorben) alles Mögliche zu seiner Verherlichung aufgesucht. Der eine sagte: Es ist heute Jakobitag; der andere: An diesem Tage hört der Knud auf zu rufen; der Dritte sagte: Heute geht bei uns die Jagd an; der Vierte: Heute ziehen bei uns die Dienstleute um; der Fünfte sagte: Heute wird bei uns das Korn angemäht; der Sechste — und der war Dein gehorsamer Sohn — sagte: Heute kocht meine Schwester in Stavenhagen, die Lisette, Schöpfsfleisch und Weißkohl, worüber denn weiblich gelacht wurde; als ich aber die Erklärung dazu gab, daß heute meines Vaters und meiner Mutter Geburtstag wäre, hatte ich alle aus dem Felde geschlagen.“

Des Jakobitages gedachte der Dichter bis ins hohe Alter hinein, so namentlich in den Briefen an Fritz Peters-Siebenbollentin. Aus der Eisenacher Zeit heißt es in einem Briefe des Jahres 1864: „Heute ist der Geburtstag meines Vaters und meiner Mutter, es ist Jakobitag, an welchem in Mecklenburg der Roggen angemäht wird.“

„St. Jakobitag“

betitelt der Dichter eines seiner Gedichte, das die Natur zur Jakobizeit malt:

Wohl schöne Zeit ist Frühlingszeit,
Doch schöner Jakobitag,
Wo alles reifet weit und breit,
Was sonst noch keimend lag.

Die Sonne strahlt, die Sonne glüht,
Die gold'ne Aehre schwillt,
Der Sommer reift, die Wolke flieht,
Und Segen strömend quillt.

Der Frühling ist der Bräutigam,
Die Erde seine Braut,
Der Sommer ist der Chemann,
Dem ist sie angetraut.

Den Frühling mancher loben mag,
Als Knaben, wohlgestimt,
Doch Vater ist St. Jakobitag,
Im sichern Arm sein Kind.

Für jeden ward der St. Jakobstag
Zu Frieden und Freuden erkoren;
Zu uns das Schicksal noch gütiger sprach,
An ihm ward der Vater geboren.

Nur derjenige, der wie Fritz Keuter mit dem St. Jakobitag verschlungen war durch Naturliebe und Naturverehrung, durch zweifachen Geburtstag in der Familie und durch absperrende Festungsgitter, konnte die schöne Zeit des Jakobitages tief begreifen und dichterisch in seiner Zelle verherrlichen. W. F.

Fritz Keuter als Schachspieler

Bekanntlich hat Fritz Keuter in dem kleinen pommerischen Landstädtchen Treptow a. d. Tollense sechs Jahre, von 1850 bis 1856, als Lehrer gelebt und gewirkt. Zuerst wohnte er als Junggefelde in der Oberbaustraße in dem kleinen Häuschen des Rentiers Flos, dann als junger Chemann mit seiner Luise in dem kleinen Hause des Färbers Menz in der Demminer Straße. Dieser Umstand gab denn auch nach vielen Jahren, als die guten „Trepten“ sich dazu entschlossen hatten, dem großen Volksdichter eine Gedenktafel zu weihen, zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß; denn beide Häuser wurden als die Geburtsstätten seiner ersten Dichtungen bezeichnet. Nachdem die „Partei“ Flos gestegt hatte, wurde an dem Häuschen Oberbaustraße 64 (jetzt 59) eine gußeiserne Gedenktafel angebracht und eingeweiht. Die Inschrift lautet:

„In diesem Hause wohnte
1849—1851 der Turn- und Zeichenlehrer
Fritz Keuter.“

Hier schuf er seine ersten Dichtungen
Läuschen un Nimels.“

Später wurde auch an dem Hause des Färbers Menz eine kleine Erinnerungstafel angebracht. Die kurze Inschrift lautet wie folgt:

„Fritz Keuter 1851—1856.“

Auch am „Hotel Deutsches Haus“, dem einstigen Stammsloka Keuters, erinnert eine Gedenktafel an den niederdeutschen Dichter. Ein Keuter-Gedenkstein dagegen wurde erst kürzlich, am 23. Juni d. Jahres, auf dem von dem einstigen Turnlehrer Keuter selbst angelegten Turnplatz am Klosterberg feierlichst eingeweiht.

Man hält also in dem kleinen vorpommerischen Tollensestädtchen das Andenken Keuters hoch in Ehren. Und das mit Recht! Denn in der „Keuter-Stadt Treptow“ hat unser „Friging“ zwar gerade nicht sorgenfrei, aber immerhin doch recht glückliche Tage verlebt. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit zum dichterischen Schaffen; hier lernte er aber auch Persönlichkeiten kennen, die den hochstrebenden und schaffensfreudigen Dichter nicht nur anregten, sondern auch in jeder Beziehung förderten.

Zu Keuters vertrautesten Treptower Freunden gehörte vor allen Dingen sein Justizrat Schröder, dessen Name uns in Keuters Werken an vielen Stellen begegnet; ihm widmete der Dichter aus Dankbarkeit auch die Neue Folge seiner Läuschen. „Der Intimus Keuters, so berichtet der Keuterbiograph Dr. A. Römer, „war Justizrat Schröder, ein jovialer Herr mit glattrasiertem, breitem, weinfrohem Gesicht“; unser Dichter rühmt ihn als den „großen Borger“ und spricht in einem Briefe von seiner „vielbekanntem Schachlust und vielgewandtem Nachlust“. Aber nicht nur der Justizrat Schröder, sondern auch Keuter selbst war ein Freund des Schachs. Andere Spielgenossen — Superintendent Schumacher, Pastor Piper und Hauptmann Ruskow — fanden sich, und so wurde zur Pflege des „königlichen Spiels“ in Treptow ein „Schachklub“ ins

Leben gerufen und „Schachfränzchen“ veranstaltet. An den Dreptower Aufenthalt, die gemütliche Geselligkeit und den Schachklub hat der Dichter oft und geru zurückgedacht.

Uebrigens hat sich Reuter auch während seiner Festungszeit mit Schachspielen die Zeit vertrieben. In Dömitz (Mecklenburg) z. B. spielte er des Abends sogar mit dem Festungskommandanten von Bülow Schach; „ich ließ ihn aber stets gewinnen, um ihn bei guter Laune zu erhalten“.

Auch ein Erinnerungsstück, ein Schachbrett nebst ein paar Elfenbeinfiguren, hat sich aus den Dreptower Reutertagen bis auf unsere Zeit erhalten. Es wurde erst kürzlich von den in Swinemünde lebenden Nachkommen des Hauptmanns Ruskow, der ja, wie bereits erwähnt, zu Reuters Dreptower Schachfreunden gehörte, dem Kreisheimatmuseum in Swinemünde übergeben. Als „Reuters Schachspiel“ bezeichnet, nimmt es hier einen Ehrenplatz ein und wird von allen Besuchern des kleinen, aber recht sehenswerten Museums gebührend bewundert. August Böllner.

Fritz Reuter schon zu Lebzeiten totgesagt

Es dürfte wenig bekannt sein, daß Fritz Reuter, der erst am 12. Juli 1874 in Eisenach starb, schon in den fünfziger Jahren totgesagt wurde. Im November 1858, kurz nach Vollendung seines 48. Lebensjahres, veröffentlichte zuerst eine Stettiner Zeitung, dann auch andere Provinzialblätter folgende Trauerbotschaft: „Fritz Reuter, unser gemüthvoller pommerischer Dichter in plattdeutscher Mundart, dessen politische Werke auch außerhalb der Grenzen der Provinz hochgeschätzt werden, ist gestorben, nachdem er den zweiten Teil von „Läuschen im Rimeles“ eben im Druck vollendet hat.“

Es handelt sich hier um eine recht üble „Zeitungsente“, deren Urheber nicht ermittelt werden konnte. Natürlich hat sich der junge, gerade erst bekannt gewordene Dichter recht energisch und „mit prächtigem Humor seiner Haut“ und der gutgemeinten Nachrufe, die hier und da zum Abdruck gelangten, gewehrt. So erhielt z. B. Friedrich Dörr aus Neubrandenburg einen recht humorvollen Brief, dessen Schluszzeilen wir nachstehend veröffentlichen: „Aber nun im Ernst: ich lebe noch! Hiesige Kirchenregister beweisen dies negativ. Ich esse und trinke noch. Schlachtermeister Munkel und Ratskellnermeister Ahlers werden dies positiv bezeugen. Ich wandle noch unter den Lebendigen. — Siehe meine Schusterrechnung beim Altermann Klinck. — Gerüchte sind wie Gerüche, sie verbreiten sich unmerklich in der Atmosphäre, bis sie zu stark werden und einer niest. Dann wird so'n Geruch und so'n Gerücht laut. Diesmal nieste die Stralsunder Zeitung zuerst, und die anderen niesten nach; so viel ich zu meiner Freude weiß, hat keiner „Prosit“ gerufen; dies rief man mir erst nach meiner Gegenklärung zu. Und auch Ihren lieben Brief habe ich als ein solches herzstärkendes „Prosit“ zu den freundlichen Zuschriften mancher anderen Freunde gelegt!“

Auch der „Kladderadatsch“, die im Jahre 1848 gegründete und weitverbreitete freisinnig politisch-satirische Berliner Wochenschrift, ließ sich vernehmen. Die Nummer vom 28. November 1858 enthält am Kopfe einen „Mecklenburgischen Wochen-Kalender“, woselbst es heißt: Freitag, den 3. Dezember. Wivat! Ich lebe noch! Fritz Reuter, plattdeutscher Dichter. Sonnabend, den 4. Dezember. Bravo! Laß die andern alle schießen! Kladderadatsch. Mitgeteilt von August Böllner.

Ludwig Sternberg

Am 23. Februar d. J. ist in Neubrandenburg der Reuter-Rezitator Prof. Ludwig Sternberg gestorben. In Friedland am 14. 11. 1857 als Sohn eines Bäckers geboren, sollte Sternberg das väterliche Handwerk erlernen und das Geschäft übernehmen. Aber es zog ihn zur Bühne. Mit 22 Jahren begann er seine künstlerische Laufbahn am Hoftheater in Reutereit.

Doch hielt es ihn nicht dauernd auf den Brettern. Er fühlte die Berufung in sich, Fritz Reuter und sein Werk in die breiten Volksschichten zu tragen. Und als Reuter-Rezitator wuchs er bald zu einziger Bedeutung empor. Das Mecklenburg-Strelitzische Staatsministerium verlieh ihm seinerzeit in Anbetracht seiner Verdienste um die Volkstümlichmachung Reuters den Titel Professor. Wie er dazu kam, sich „ganz auf Fritz Reuter zu werfen“, erzählt er selbst in der folgenden, vor vier Jahren geschriebenen Erinnerung:

„Als der Schmiedegeselle Johann Smut, „Danne Mütte“, auf drei Jahre in die Fremde geht, da sagt sein Vater und Lehrmeister zu ihm:

„Drei Jahr, dat is 'ne lange Tid,
Wenn ein' sei vör sich liggen süht!
Drei Jahr, dat is 'ne forte Spann,
Wenn ein' sei süht von achter an!
Sei sünd tau lang, um i' tau verlieren,
Sei sünd tau kort, um tauaalkhen!“

Wenn ich auf meinen Lebensweg zurückblicke, so meine ich, das kann man auch von 50 Jahren sagen! „Verloren“ habe ich die 50 Jahre meines Wirkens nicht — aber „ausgelernt“ habe ich auch nicht! 50 Jahre „nachschaffender Künstler“! 10 Jahre am Theater, 40 Jahre Reuter-Rezitator! Am 21. August 1891 hielt ich meinen ersten „Reuter-Vortrag“ in Neubrandenburg — also vor 40 Jahren! Auf den drängenden Wunsch meiner lieben Mutter hatte ich für den Sommer 1891 kein Theater-Engagement angenommen; auch mußte ich ja Ende August meine Tätigkeit als „Regisseur und Charakterdarsteller“ an den Stadttheatern Ebersfeld-Barmen aufnehmen. War meine gute Mutter des Abends zur Ruhe gegangen, dann saß ich mit lieben Schulkameraden noch ein Stündchen zusammen in „Wessels Gasthof“, und wir schwelgten in Erinnerungen aus der Jungen- und Jünglingszeit. Zu uns gesellten sich zwei junge Herren, die bei dem Bau der Zuckerfabrik beschäftigt waren, der Ingenieur Michaelis aus Neubrandenburg und der Architekt Fried aus Ebersfeld. Im Laufe der Unterhaltung trug ich manchmal ein kleines „Läuschen“ vor, und ein Friedländer Schulkamerad meinte, ich könnte doch in Friedland einmal einen „Reuter-Vortrag“ halten, und auch der Neubrandenburger war der Meinung, daß in Neubrandenburg für einen „Reuter-Abend“ Interesse vorhanden sein würde; und dann der Ebersfelder: „Im Wuppertal ist man begeistert für Fritz Reuters Humor“.

Ich folgte der Anregung, reiste nach Neubrandenburg, fand überall Entgegenkommen, und der erste öffentliche „Reuter-Abend von Ludwig Sternberg“ wurde angekündigt für den 21. August 1891! Der unvergessene Musikdirektor Raubert interessierte den „Niederkrantz“, der Gymnasialdirektor Sauerwein empfahl den Schülern den Besuch, die Privat-Töchter-schule der Geschwister Weinrich erschien vollzählig — und viele Neubrandenburger, die ihren „Heimatsdichter“ schätzten und liebten, nahmen an dem Abend teil! Am 24. folgte der Abend in Friedland mit gleich guter Teilnahme eines verständnisvollen Publikums! Und am 26. August, vor meiner Abreise nach Ebersfeld schrieb ich in mein Tagebuch: „Die Reuter-Abende in Neubrandenburg und Friedland übertrafen meine kühnsten Erwartungen, ich war unsagbar glücklich! Vor einem begeisterten Publikum ein so einheitlicher Erfolg in der Heimat — ich wiederhole es: ich war sehr glücklich!“ Und wie freute sich meine gute, liebe Mutter, als ich ihr die an den beiden Abenden verdiente Summe — 240 Mark in Goldstücken, zeigte mit den Worten: „Kie! mal, Nutting, dat hew id in Nigenbramborg un Fräländ mit mien Bördräg verdeint!“ Aber etwas sonderbar kam ihr die Sache doch vor, denn kopfschüttelnd meinte sie: „Wo is dat möglich, dat einer mit söne ollen Kamellen so viel Geld verdienen kann!“

Dann ging es nach Ebersfeld-Barmen. Auch hier ein erfolgreicher „Reuter-Abend“! Zur Schicksalswende aber wurde mir doch erst eine Schriftstellertagung in Düsseldorf, bei der ich auf Einladung des Dichters

Emil Rittershaus aus Reuters Dichtungen vortrug! Alle rheinisch-westfälischen Zeitungen berichteten begeistert über die Wirkung des herzbefreienden Reuterischen Humors, den der „echte Mecklenburger Ludwig Sternberg“ so packend zu Gehör gebracht habe! Die Folge war, daß ich aus vielen Städten Rheinland-Westfalens zu Reuter-Vorträgen eingeladen wurde. Als sich diese Vortragstätigkeit mit einer Beschäftigung am Theater nicht mehr vereinigen ließ, gab ich die Theaterlaufbahn auf und wurde — was ich heute noch bin: Reuter-Rezitor!

40 Jahre sind nun seit meinen ersten Reuter-Abenden in Neubrandenburg und meiner Vaterstadt Friedland vergangen. Viel Freude und innere Befriedigung hat mir diese Tätigkeit gegeben, auch joviell materiellen Erfolg, daß ich mich als 63jähriger „selbst pensionieren“ wollte und konnte! Da kam aber die Inflation, und mit der Selbstpensionierung war es vorbei! Ich tröste mich mit den Worten von Onkel Bräsig: „Korl, der Wasserdoctor sagt: Kalt Wasser un Bewegung! Doctor Strump sagt: Colchikum un Bewegung! Also in die Bewegung stimmen sie überein! Un Korl, das föhl ich: Die Bewegung, die erhält mir!“

Wären meine beiden ersten Vorträge in Friedland und Neubrandenburg nicht mit so herzlichem Verständnis aufgenommen worden — dann wäre ich wohl „Komödiant“ geblieben! Ob ich soviel Freude und Erfolg an meinem künstlerischen Schaffen gehabt hätte, wie mir die Verlebendigung meines Heimatdichters schenkte — ich glaube es nicht! So schreibe ich diesen kleinen Rückblick auf meinen Lebensgang mit dem Gedicht von Geibel:

„Ausgelöscht aus meinem Leben,
Was die Qual ins Herz mir schrieb!
Was an Liebe mir gegeben
Und an Seligkeiten — blieb!

Fort die dunkelsten Gesche,
Lichter Friede aufgeblüht!
Meines Lebens Silberblüte
Glänzen hell mir ins Gemüt!“
„Bremer Nachrichten“ vom 28. 2. 1935

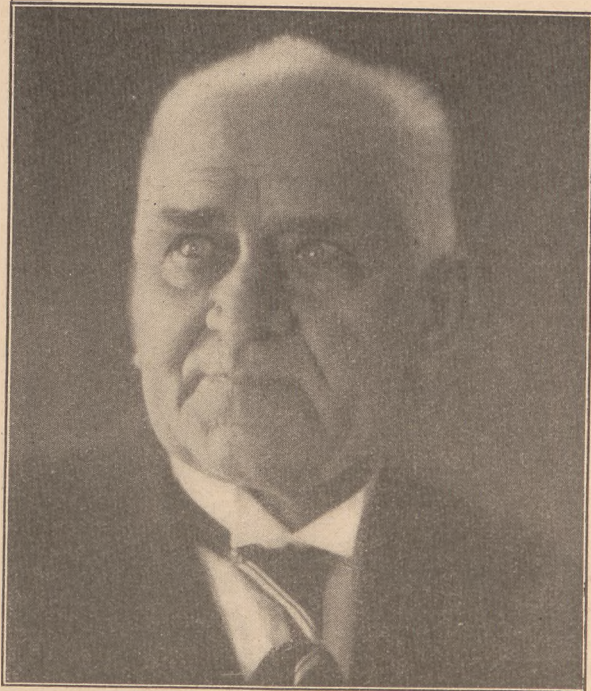
Eine Reuter-Sternberg-Episode aus Binz auf Rügen

Der berühmte Reuter-Rezitor Prof. Ludwig Sternberg hat in mehr als 4000 Vortragsabenden sowohl in Deutschland als auch im Ausland den Namen Reuter und seine Werke verbreitet und unzählige Reuter-Berehrer erfreut und neue Reuter-Freunde gewonnen. Hier sei eine recht drollige Episode, die Sternberg in den 90er Jahren auf einer seiner Wanderfahrten in Pommern erlebte und dem Reuterbiographen Dr. A. Römer mitteilte, wiedererzählt:

Buchbesprechungen

Unser Frühling. Ein Lebensbild Fritz Reuters. Von Werner Siebold. Emil Roth Verlag in Gießen. 140 S. Preis kart. 3,50 RM., in Leinen 4,50 RM.

Ein liebenswürdiges Buch, und man möchte als Niederdeutscher wünschen, daß es weit in die Lande flatterte und viele Leser an ihm ihre Reuterfreude erwärmten. Und wer bisher den Weg zu unserm plattdeutschen Klassiker nicht fand, der nehme es erst recht in die Hand; er wird den Menschen Reuter aus diesem Buch schätzen und lieben lernen, den Mann, der unter schweren Schicksalschlägen sich ein goldenes Herz bewahrte. Das Buch ist keine trockene Lebensbeschreibung, es ist die lebendige Erzählung eines wechselvollen Menschenjochs. Selbst der, dem es stofflich nichts Neues bringt, reißt es nachdenklich und befriedigt in seine Bücherei. Das Gewicht liegt auf der Lebensgeschichte Reuters, die dichterische Entwicklung tritt zurück — für ein Volksbuch das Rechte.



Prof. Ludwig Sternberg (Neubrandenburg), der 40 Jahre lang (1894—1934) Fritz Reuters Werke meisterhaft vorgetragen hat.

Aufn.: W. Dschab, Stolp.

Es war in Binz auf Rügen. Auf dem Hofe des Hotels erwarteten zwei Rutscher ihre Herrschaften, die der Reuter-Vorlesung beiwohnten. Herr Sternberg belauschte zufällig das originelle Gespräch der beiden Leute draußen auf dem Hof:

„Segg mal, Korl, wat maakt de Kirl ehr dor eigentlich vör? De lachen jo, as wann s' nich klaut sünd.“ — „Jo, dat weit ich ok nich. Mi dücht, dat wir plattdütsch.“ — „Jo, dat bewir ich ok all hört. Newer dat oll vörnähm Volk, wat hir in't Bad kümmt, versteiht dat jo gornich!“ — „Jo kiz, dat is dat jo eben, dorüm lachen sei so doräwer.“ — „Dat's ok wöhr! Wenn sei so gand plattdütsch verstünnen as wi beid', denn würden s' nich so dämlich sin und gäben dor noch Geld vör ut!“ —

Mitgeteilt von August Zöllner.

Und wenn ich zum Schluß auf einige kleine Fehler hinweise, so tue ich es nicht, um seinen Wert zu mindern, sondern um ihn zu erhöhen. Zu S. 13: Der Knecht Friedrich hat den Krieg gegen die holländischen Patrioten und den von 1792 nicht mitgemacht, nur an der Schlacht von Leipzig teilgenommen (Seelmann, Reuterforschungen, Sonderdruck aus dem Niederdeutschen Jahrbuch XXXVI). Zu S. 91: Das Honorar für den Turn- und Schwimmunterricht betrug 1 Taler 10 Sgr. je Schüler (Gaebler, N. R. j. u. a. Tg., Bd. I). Gelegentlich stört in den mundartlichen Reden das „hochdeutsche“ Platt: S. 116 „nah dem Husvogetplatz“, „Dauerlop nah de Hasenheide“ . . .

Aber alles in allem: ein Buch, dem der Kritiker gern begegnet, eins, das zum 125. Geburtstag Reuters am 7. Nov. 1935 mit in erster Reihe stehen sollte, eins, das seiner frischen Erzählung und seiner guten Abbildungen wegen auch in allen Schülerbüchereien Niederdeutschlands seinen Platz bekommen sollte.

Walter Schmidt

Ut siene Brambörger Tied. Fritz Reuter-Roman von Ludwig Karnak. 231 Seiten, 8°. Verlag Friedrich Bahn in Schwerin in Meckl. Kartoniert 3,— RM., in Leinen gebunden 3,90 RM.

Ludwig Karnak hat den Versuch unternommen, das Leben und die Persönlichkeit Fritz Reuters in Wahrheit und Dichtung zu erfassen und romanhaft zu gestalten. Er beschränkt sich dabei, wie schon der Titel sagt, auf die sieben Neubrandenburger Jahre, die nach dem eigenen Urteil unseres Frising die schönsten und zugleich auch die fruchtbarsten waren. In breitem Fluß echt niederdeutscher Erzählkunst zieht das behaglich: Leben der Vorderstadt Neubrandenburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an uns vorüber. All die treuen Freunde Reuters — aber auch seine Feinde — erschien plastisch und greifbar nahe unter der geschickten Hand des Dichters. Und durch die lose aneinander gereihten köstlichen Bilder niederdeutscher Kleinmalerei, die in waschechtem Stembäger Blatt gestaltet werden, zieht sich wie ein roter Faden die Lebensgeschichte Fritz Reuters während dieses Zeitraumes, in dem er von dem wenig bekannten Bäuerndichter zum berühmten Mann emporsteigt. Wir sorgen uns mit dem schwer um sein Brot ringenden Privatlehrer, wir lieben den sonnigen Menschen und treuen Freund, wir verehren den tapferen Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, wir bewundern den aufrechten Patrioten und ferndeutschen Mann, wir sind ergriffen von seinem felsenfesten Gottvertrauen, und wir beugen uns erschüttert vor seinem Leid. So erhebt vor unseren Augen die Persönlichkeit Reuters mit allen Vorzügen, aber auch mit ihren Fehlern, gerade so, wie er wohl in Wirklichkeit gewesen ist, „kein ausgefüllt Buch, vielmehr ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Alles in allem muß festgestellt werden, daß es Karnak gelungen ist, sich in den Menschen und Dichter Fritz Reuter, in seine Zeit und ihre Lebensumstände hineinzuversetzen und ihn sprachlich und inhaltlich echt und lebensnahe darzustellen. Alle Reuterfreunde werden den Roman mit Begeisterung lesen und mit Ergriffenheit aus der Hand legen.

Fritz Wähne.

Fritz Reuter und Fritz Peters. Erste vollständige Ausgabe der Briefe Fritz Reuters an Fritz Peters, Siedenbollentin. Mit lebensgeschichtlichen Schilderungen herausgegeben von Willk Finger. 160 S. mit 8 Bildnissen und 1 Faksimile. Historische Verlagsbuchhandlung, Wismar. 1935. In Leinen RM. 3,75.

Fritz Reuters alter Verlag hat sich um das Andenken des Dichters ein neues Verdienst erworben, indem er hier seine Briefe an seinen „lieben und besten Freund“ zum erstenmal vollständig veröffentlichte. Peters war nicht einer seiner Jugendfreunde, erst 1841 lernte er ihn kennen. Von da ab aber stand er bis zu seinem Tode über 30 Jahre lang mit ihm in persönlicher oder brieflicher Verbindung, sei es, daß er als „Dekonomiker“ auf Peters' Pachtgute zu Thalberg Zuzucht fand und, wie Peters sich ausdrückt, als solcher seine „achtenswerte Brauchbarkeit“ bewies, sei es, daß er später von Treptow und Neubrandenburg aus die Gastfreundschaft von Thalberg und dem 1860 von Peters erworbenen Siedenbollentin (Demmin) genoß, sei es, daß zwischen diesen Orten und Eisenach Briefe und willkommene Sendungen wohlwollender heimischer Landesprodukte die alte Freundschaft bezeugten. Auch seine letzte Reise führte den Dichter nach Siedenbollentin zu dem Dekonomierat Peters, der übrigens auch als landwirtschaftlicher Schriftsteller rühmlich bekannt war.

Reuters Briefe an ihn sind schon lange bekannt. Leider fehlt die andere Hälfte des Briefwechsels, da Frau Luise die Briefe von Peters vernichtet hat. Aber auch Reuters Schreiben sind selbst in der Gesamtausgabe der Briefe von Weltzien nicht vollständig enthalten. So erwuchs dem Verfasser des vorliegenden Werkes schon dadurch eine lohnende Aufgabe, deren Lösung ihm die Zugänglichmachung des Familienarchivs Peters ermöglichte. Er entnahm diesem eine Anzahl bisher noch unbekannter Briefe, und ein Vergleich seiner Texte mit den von Weltzien herausgegebenen zeigt, daß diese meist unvollständig, manchmal nur Auszüge sind, und zwar sind die Weglassungen nicht bloß gleichgültiger Art, sondern oft geben sie uns gerade Einblick in das Wesen des Dichters. Dies gilt z. B. von den geschäftlichen Beziehungen zwischen den beiden Freunden aus der Zeit, wo der schnell wohlhabend gewordene Reuter seine Kapitalien bereitwillig dem Freunde für seine umfangreicher werdenden Unternehmungen anvertraut und so dessen ihm in schlimmer Zeit erwiesenen Dienste einigermaßen zu vergelten sucht, dies gilt von der Bemütigung, mit der Reuter seine zahlreichen Besuche in Eisenach anzählt oder wenn er von seinen dortigen Gartenjorgen berichtet. Alle Briefe hat der Herausgeber mit Einleitungen versehen, die sich mehrfach zu ausführlichen Darstellungen von Szenen aus Reuters Leben ausdehnen. Sie beruhen auf mündlichen Mitteilungen von zwei noch lebenden Zeitgenossen, von Reuters Nichte Ida und von Peters Sohn Ernst, Reuters „Pädling“; außerdem aber auf Papieren des Peters-Archivs, so besonders einer zusammenhängenden Niederschrift Fritz Peters „Aus Fritz Reuters dunklen Tagen“. Eine ausführliche Darstellung erfährt Reuters Hochzeitsfeier und seine letzte Fahrt in die Heimat.

Eine große Zahl von Anmerkungen gibt willkommene Aufklärung über die in den Briefen vorkommenden Personen und Vorgänge.

Acht, zum Teil bisher unbekannte Bilder und das Faksimile eines Briefes bilden eine wertvolle Beigabe.

Wie der Titel des Werkes sagt, ist der Verfasser weit davon entfernt, eine neue Reuterbiographie oder eine Würdigung seiner Dichtungen geben zu wollen. Die Briefe, die so gar nicht von Dichtersjorgen, sondern ausschließlich von den Alltätigkeiten des Lebens handeln, geben dazu keinen Anlaß. Das Charakterbild Fritz Reuters steht fest, das Buch bringt nichts so Wichtiges, daß daran etwas geändert werden könnte. Aber die Liebe seines Volkes zu diesem Dichter ist so groß, und sie wächst eher noch mit der verfließenden Zeit, daß jeder neue Beitrag mit Freuden begrüßt wird. Auch das vorliegende Buch ist mit dieser Liebe und dazu mit großem Geschick geschrieben. Seine günstige Aufnahme ist daher nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu erwarten. Im ganzen ist es eine schöne Gabe zu dem Gebertage von des Dichters 125. Geburtstag. Prof. Dr. Muth, Stettin.

Geschäftliches.

Der Gesamtauflage des vorliegenden Heftes liegt eine Einladung von H. Foerstlers Verlag in Leipzig zum Bezuge von Fritz Reuters sämtlichen Werken, illustrierte Ausgabe in 6 Bänden, bei, die der besonderen Beachtung unserer Leser empfohlen wird.

Ferner weisen wir auf den beiliegenden Prospekt des Verlages Adolf Sponholz in Hannover hin, der die illustrierte Ausgabe von „Mein buntes Buch“ von Hermann Böns empfiehlt.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. DV. III. 1250.

Damenmoden Prüss G. m. b. H.

Stettin, Gr. Wollweberstr. 37/38
direkt an der Breiten Strasse

Das

Spezialhaus für Damenkleidung ist tonangebend durch seinen Geschmack, durch seine Auswahl, durch seine besonders günstigen Preise.

Landschaftliche Bank für Pommern (Central-, Landschafts-, Bank)



Stettin, Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-, Sammel-, Nr. 25421

Postcheck-Konto Stettin Nr. 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts

Amtl. Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung

aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Bank-Sparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss
der Mieter

Das schöne, feine Reuterbuch!

Unser Feiking

Ein Lebensbild Feix Reuters
von Werner Siebold

145 S. mit 32 S. Abbildungen, kart. RM. 3.50
in Ganzleinen gebunden RM. 4.50

Von der Reichsstelle zur Förderung des
Deutschen Schrifttums empfohlen (15. 9. 34).

Ein mit Liebe gezeichnetes Lebensbild des
großen Mecklenburgers, wie es wohl Keinem
bisher so gut gelungen ist. Von Abschnitt zu
Abschnitt kommt uns der Dichter menschlich
näher, dieser echte volksverbundene Deutsche,
der sich damals schon für Ziele einsetzte,
die heute Wirklichkeit geworden sind.

Ein wahres Volksbuch!

Zu haben in jeder Buchhandlung!

Verlag Emil Roth, Gießen

Zum 125. Geburtstag!

Feix Reuter und Feix Peters

Erste vollständige Ausgabe der Briefe Reuters an seinen liebsten und besten Freund. Eines der
wertvollsten Briefbücher des Dichters. Mit lebensgeschichtlichen Schilderungen herausgegeben von
Willi Finger

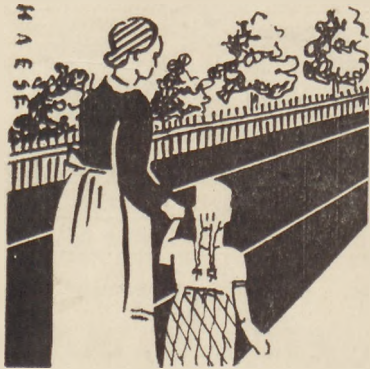
Mit 9 Bildnissen und 1 Briefeinfamilie.

In Leinen 3,75 RM. * Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Hinckelmannsche Verlagsbuchhandlung / Wismar

Unser Bestreben:
*Gute Qualität
grosse Auswahl
niedrige Preise!*
Karstadt



Ungewisse Zukunft?

Schütze Dich und die Deinen durch die Familienversorgungs-Versicherung (Alters-, Hinterbliebenen-, Töchter-, Söhneversicherung)

Pommersche Provinzial-Lebensversicherungsanstalt



Stettin

Pölitzer Straße 1

Ruf 25441



Für alle Elektro-
und Radioangelegenheiten

empfehlen wir unser großes Fachverkaufsgeschäft

Mönchenstraße 29/30

Stettiner Elektrotechnische Werke